

aus Deutschland



Stipendien-Aufenthalt im Senegal

vom 11. November bis zum 23. Dezember 2017

Bildung, Religion, Radikalisierung – wo steht Senegals Jugend?

Von Barbara Schmickler

Senegal, vom 11. November bis zum 23. Dezember 2017



Inhalt

1. Zur Person
2. Das erste Mal Afrika – Ankunft im Senegal
 - 2.1 Was ist überhaupt „die Jugend“?
3. Bildung im Senegal
 - 3.1 Wie läuft das System im Senegal?
 - 3.2 Besuch einer Privatschule in einem Vorort von Dakar
 - 3.3 Besuch einer staatlichen Schule in Dakar
 - 3.4 Und die, die nicht zur Schule gehen?
 - 3.5 Besuch einer Schule im Fischerdorf Mboro
 - 3.6 Besuch einer Schule in der Casamance
 - 3.7 Und der Staat?
 - 3.8 Zu Besuch bei einer Familie mit sieben Kindern
 - 3.9 Koranschulen – die religiöse Alternative?
 - 3.10 Betteln statt Schule?
 - 3.11 Der Staat und die Koranschulen
4. Initiativen für Kinder
 - 4.1 Samu social holt die Kinder von der Straße
 - 4.2 Empire des enfants
 - 4.3 Das Dorf der verlorenen Kindern – village pilote

- 4.4 Zu Besuch bei ehemaligen Straßenkindern in Mbour
- 4.5 Hilfe von überall – internationale Organisationen zur Lage der Straßenkinder
- 4.6 Und der Staat?
- 5. Religion im Senegal
 - 5.1 Wie wichtig ist den Senegalesen ihre Religion?
 - 5.2 Exkurs: Animismus und Fetisch in der Casamance
 - 5.3 Der andere Islam
 - 5.4 Die Gefahr der Radikalisierung
 - 5.5 Koranschulen als Nester für Radikalisierung?
- 6. Flucht und Rückkehr
 - 6.1 Der Mythos vom Eldorado Europa
 - 6.2 Mit dem Flugzeug zurück von Libyen nach Dakar
 - 6.3 Ibrahims Weg von Tambacounda nach Libyen – und zurück
 - 6.4 Mackys Rückkehr aus Libyen
 - 6.5 Nach Jahren in Italien zurück in den Senegal
 - 6.6 Fantas Traum von Europa
 - 6.7 Omars geplatzter Traum von Europa
 - 6.8 Erfolgreich in Dakar: Designerin Binta Weendu
 - 6.9 Ringen oder fliehen? Der Ringkampf als Hoffnungsanker
- 7. Perspektiven und Ausblick

1. Zur Person

Im Senegal bin ich oft nur als „toubabe“, als Ausländerin, oder als „die Deutsche“ bezeichnet worden. Ich war in vielen Orten im Land und in Vierteln von Dakar unterwegs, wo ich keine oder kaum andere Weiße gesehen habe. Dort bin ich ständig aufgefallen. Auf der Straße angesprochen, angehupt worden. Das war für mich insbesondere in den ersten Tagen ein komisches Gefühl, weil ich das aus Deutschland so nicht kannte.

In Deutschland arbeite ich als freie Journalistin, mache vor allem Fernsehbeiträge und drehe Dokus für den WDR und den NDR. Manchmal schreibe ich auch für tagesschau.de oder arbeite fürs Radio.

Ich habe schon öfter Zeit im Ausland verbracht: Zum Beispiel zum Studium an der Sorbonne in Paris und zum Praktikum bei Radio France und bei Arte. Ich war in Rom beim ZDF und in Brüssel bei einer Stiftung. In Israel war ich ebenfalls auf einer Recherche-Reise. Nun also Senegal, Westafrika. Zugegeben, das erste Mal Afrika überhaupt für mich.

2. Das erste Mal Afrika – Ankunft im Senegal

Der erste Eindruck: Mon Dieu! Am (alten) Flughafen in Dakar (während meiner Zeit wurde der neue eröffnet) fand ich es chaotisch: Herrenlose Koffer standen in der Eingangshalle. Ich war froh, als mein Gepäck endlich kam. Schon auf dem Weg vom Flughafen zu meiner Wohngemeinschaft in Dakar habe ich einen ersten Eindruck davon bekommen, wie anders alles ist. Ich bin mitten in der Nacht gelandet und habe schon aus dem Taxi viele Menschen gesehen, die am Straßenrand saßen, zusammen den Abend im Freien verbracht haben.

Ich habe die erste Hälfte meiner Zeit in einer Wohngemeinschaft in Dakar gewohnt. Dort wurde ich von meinem Mitbewohner Sévérin sehr herzlich empfangen. Er hat mir unser Viertel gezeigt und den Supermarkt um die Ecke. Es hat nicht lange gedauert bis ich mich heimisch fühlte, auch wenn ständig der Strom ausfiel und das Wasser der Dusche kalt war. In der WG wurde ich von Sévérin und Morgan, einer US-Amerikanerin mit jamaikanischen Wurzeln, die schon mehrmals monatelang im Senegal war, eingeführt. Sie waren meine ersten Ansprechpartner und haben mir viel geholfen. Als ich an meinem zweiten Tag in Dakar eine senegalesische SIM-Karte für mein Handy gekauft hatte, konnte ich loslegen. Ich kontaktierte verschiedene Hilfsorganisationen. So begann ein Schneeballsystem. Wenige Tage später hatte ich dann auch die offizielle Erlaubnis des Kommunikationsministeriums, im Senegal journalistisch zu arbeiten. On y va!

2.1 Was ist überhaupt „die Jugend“?

Im Senegal liegt es nahe, sich mit der Jugend zu befassen. Denn etwa 42 Prozent der Menschen im Senegal sind unter 15 Jahre alt. Im Senegal leben etwa 15 Millionen Einwohner. Laut der aktuellen Bevölkerungsprognose der Vereinten Nationen wird die Bevölkerung weiterwachsen. Eine Frau bekommt im Schnitt 4,3 Babys. Laut CIA Factbook sterben im Senegal etwa 50 Menschen am Tag, gleichzeitig werden jeden Tag 300 Babys geboren. Nach aktuellen Schätzungen verdoppelt sich die Bevölkerung in den nächsten dreißig Jahren. Das bedeutet: Im Jahr 2050 werden voraussichtlich 34 Millionen Menschen im Senegal leben, bis zum Jahr 2100 wird die Zahl auf etwa 58 Millionen Menschen ansteigen.

Deswegen bin ich mit folgender Frage in den Senegal gereist: Bildung, Religion, Radikalisierung – wo steht Senegals Jugend? Dazu gehört für mich auch die Frage, was ist überhaupt „die Jugend“? Dabei ist es mir wichtig, den Begriff „Jugend“ nicht nur auf Teenager bis 18 Jahre zu beschränken, sondern mir geht es insgesamt um die junge Generation. Ich bin selbst 28 Jahre alt und fand es spannend, mich mit etwa Gleichaltrigen auszutauschen.

Während meiner Zeit im Senegal war ich nicht nur in den unterschiedlichen Vierteln Dakars unterwegs, sondern auch im Landesinnern, in Saint-Louis im Norden oder in der Casamance im Süden. Überall sind die Bedingungen individuell. Trotzdem habe ich den Eindruck gewonnen, dass es Themen gibt, die alle beschäftigen: Bildung, Religion und die Frage nach der eigenen Perspektive. Ich habe mit vielen jungen Menschen gesprochen. Mit manchen nur ganz kurz, mit manchen stundenlang. Hier möchte ich beispielhaft einige Personen knapp vorstellen, um einen Eindruck zu vermitteln, wie unterschiedlich die Situationen sind.

Babacar ist Ende 20, lebt auf der Insel Ile Gorée als Touristenführer. Er ist stolz darauf, dort zu sein. Er sagt, auf der Ile Gorée gebe es keine Friedhöfe, er werde ewig leben. Seine Haupteinnahmequelle ist der Tourismus. Er fährt auf den Booten vom Festland Dakar auf die Insel mit und fragt dort Touristen, ob er sie über die Insel führen darf. In Europa war er noch nie. Aber sein Bruder lebt in Berlin. Sein Traum ist es, ihn irgendwann einmal zu besuchen.

Mouhammed ist 24 Jahre alt, hat gerade seinen Bachelor an der Universität Saint-Louis abgeschlossen. Er kommt aus Rufisque, einer Stadt in der Nähe von Dakar. In den nächsten Monaten möchte er Praktika machen, danach strebt er einen Masterstudiengang im Ausland an. Denn die Ausbildung im Ausland sei deutlich besser, findet Mouhammed. Damit möchte er seiner älteren Schwester folgen, die bereits in Belgien arbeitet.

Macky ist 26 Jahre alt. Er kommt aus Grand Yoff, einem sogenannten Quartier Populaire in Dakar. Als ich ihn das erste Mal treffe, ist er gerade aus einem Flugzeug mit freiwilligen Rückkehrern aus Libyen ausgestiegen. Er hatte gehofft, nach Europa zu kommen und dort einen Job zu finden. Das hat nicht geklappt. Er ist zurück in Dakar, möchte aber am liebsten sofort wieder weg. Dann aber auf legalem Wege.

Sévérin ist 30 Jahre alt. Er lebt in Dakar, er hat sich vieles selbst erarbeitet und hat inzwischen einen Job bei einer großen internationalen Organisation. Er geht mit Hemd, manchmal sogar mit Anzug zur Arbeit. Er hat viel zu tun, ist aber noch in der Probezeit. Er ist oft genervt von Dakar, weil sich in der Stadt wenig tut. Zum Beispiel nerven ihn der Müll und die Autoabgase. Sévérin überlegt, nach Kanada zu gehen. Er war schon als Tourist in Europa. Sévérin ist Christ. Seine Religion kann er im Senegal ohne Probleme ausleben.

Alpha lebt in Jaxaay unweit von Dakar und sagt, er sei 18 Jahre alt. Er ist einer der ältesten in der sogenannten Daara (Koranschule), die er besucht. Er muss betteln gehen, um etwas zu essen zu bekommen. Seine Kleidung wechselt er nur etwa einmal im Monat, erzählt er. Die Situation belaste ihn sehr, es sei aber nicht zu ändern. Bei seiner Familie lebt er schon seit Jahren nicht mehr. Das macht ihn traurig. Eine Perspektive für sich sieht er im Senegal nicht.

Binta ist 29 Jahre alt. Sie ist verheiratet, hat zwei Töchter und arbeitet als Modedesignerin. Bis sie es geschafft hat, ihre Boutique zu eröffnen, war es ein langer Weg. Viele hätten ihr das nicht zugetraut, erzählt sie. Die Bank habe ihr zunächst keinen Kredit geben wollen. Aber inzwischen ist die Boutique eröffnet, Binta hat sogar Angestellte. Sie ist froh, sich dort verwirklichen zu können. Binta ist stolz auf die afrikanische Mode und die besonderen, farbenfrohen Stoffe.

Angela ist 22 Jahre und kommt aus einem Dorf etwa 150 Kilometer entfernt von Dakar. Mittlerweile lebt sie in Dakar, hat hier ein Bachelor-Studium begonnen. Dass sie das geschafft hat, war nicht leicht. Sie ist erst mit 12 Jahren in die Schule gekommen. Ihr Vater ist früh gestorben, sie ist bei ihrer Tante aufgewachsen. Ihr fehlten die finanziellen Mittel, erzählt Angela. Sie träumt von Europa, aber auf legalem Weg – zum Beispiel für ein Praktikum. Dass andere die „migration clandestine“ antreten, kann Angela nicht verstehen. Angela ist Christin. Ihr Vater war Moslem, ihre Mutter katholisch.

3. Bildung im Senegal

3.1 Wie läuft das System im Senegal?

„Bildung für alle“, so lautet das Abschlussdokument der Weltbildungskonferenz, das im Jahr 2000 164 Staats- und Regierungschefs in der senegalesischen Hauptstadt Dakar unterzeichnet haben. Die Verpflichtung: Bis ins Jahr 2015 weltweit allen Kindern kostenfreie, verpflichtende und qualitativ hochwertige Grundschulbildung zu garantieren, Jugendlichen berufsrelevante Kenntnisse zu vermitteln, die Analphabetenquote von Erwachsenen zu halbieren sowie die Bildungsqualität zu verbessern. Damals wollte der Senegal mit gutem Beispiel vorangehen und setzte ein Zehnjahresprogramm für Bildung und Ausbildung auf. Derzeit gibt die senegalesische Regierung etwa ein Viertel des Staatshaushaltes für Bildung aus – im Vergleich zu den Nachbarländern ein hoher Wert.

Das klingt auf den ersten Blick sehr gut, aber wie sieht die Situation in den Schulen konkret aus? Gerade weil die Bevölkerung so rasant wächst? Während der Recherche habe ich an verschiedenen Orten immer wieder Schulen besucht, zum Beispiel in Mboro, in Dakar oder in Vororten von Dakar.

Im Vorort Dalifort hat die Stadt Dakar schon Ende der 1990er Jahre ein Pilotprojekt zur Wohngebietssanierung gestartet. Den Leuten wurden die Grundstücke günstiger verkauft, so wurden aus alten Baracken Häuser. Inzwischen leben in Dalifort mehr als 10.000 Kinder im Schulalter. Es gibt 13 Privatschulen, die etwa 200 bis 300 Schüler annehmen, sowie zwei staatliche Schulen. Viel zu wenig für die vielen Kinder, die hier zur Schule gehen sollten.

3.2 Besuch einer Privatschule in einem Vorort von Dakar

„Wie viele Silben hat das Wort Marie?“, fragt Lehrerin Aida Ndiaye ihre Schüler. Gleich mehrere melden sich, springen auf, wollen die Frage ihrer Lehrerin beantworten. In der Klasse sind 54 Schüler, die meisten fünf oder sechs Jahre alt. Die junge Lehrerin berichtet, dass es nicht immer einfach sei mit so vielen Schülerinnen und Schülern. Ihr Ziel sei es, das alle mitmachen.

Einfach sei das nicht immer, zumal die Schüler oft ohne ausreichende Lehrmaterialien in die Schule kämen. „So können die Schüler nicht ordentlich lernen“, sagt Ndiaye. In der Pause bespricht sie mit einer Mutter, welche Bücher sie ihrem Sohn unbedingt noch für die erste Klasse besorgen sollte.

Schulleiter Papa Ndiaye erzählt, dass sie gerne mehr Räume hätten für ihre Schule in Dalifort. Aber es gebe einfach keinen Platz, ihnen fehlten die Mittel. Ihre Schule namens El Hadji Fadhilou Mbacké wurde vor allem dank internationaler Spender finanziert. Der Staat habe selbst für die staatlichen Schulen nicht die Mittel, um dort die Probleme zu lösen. Ndiaye berichtet, es gebe in manchen Städten sogar nur Übergangsgebäude, die als richtige Räume genutzt würden. Deswegen sei klar, dass der Staat den privaten Schulen erst recht nicht unter die Arme greifen könnte. Dabei sind die vielen Kinder auf Privatschulen angewiesen. Die Eltern hier in der Schule müssen für ihre Kinder zahlen. Dabei wird jedoch das Einkommen der Eltern berücksichtigt. Es gibt einen Sozialtarif. Manche dürfen dank einiger Spender sogar zur Schule gehen, ohne zu bezahlen.

3.3 Besuch einer staatlichen Schule in Dakar

Genauso wie in der Privatschule in Dalifort klagt auch Schulleiterin Fatou Wangara in der staatlichen Schule über zu wenig Lehrer und viel zu wenig Platz. Hier gehen fast 1.200 Kinder zur Schule. Die Ecole de Dalifort ist damit die größte Schule im Ort. Lehrer gibt es nur 15. Ihre Schule ist überfüllt. In der ersten Klasse sind es über einhundert Schülerinnen und Schüler. Die ersten 58 kommen morgens, die anderen 54 abends. Das wechselt jeden Tag. „Wir haben keine andere Wahl“, sagt Wangara. Die Schüler in den normalen Klassen lernten deutlich besser als die im Rotationssystem, sei ihre Erfahrung. Auch für die Lehrer sei eine solche Klasse deutlich schwieriger zu leiten.

Modou Ndiaye unterrichtet diese erste Klasse, den einen Teil morgens, den anderen abends. Bei meinem Besuch versucht er ihnen in Mathe die Addition beizubringen.

Es ist laut in seiner Klasse. Mehr als fünfzig Sechsjährige reden immer wieder durcheinander, wuseln mit ihren Unterlagen. „Ich kann nicht immer alle mitnehmen, aber ich versuche, allen das Wesentliche beizubringen“, sagt der Lehrer. „Das ist ein Problem. Denn die Schüler haben weniger Stunden im Vergleich zu den Klassen, die jeden Tag normal unterrichtet werden. Das ist nicht gut. Aber es ist besser als nichts“, sagt er.

Die aufgeteilten Klassen regeln nicht das Problem, kritisiert der Eltern- und Gemeindevertreter Ousmane Diallo. Es seien viel zu viele Schüler für einen Lehrer. Es gebe enorm viele Probleme in der Schule. Deswegen sei ein schulischer Erfolg nicht sichergestellt. Man müsse mehr Unterrichtsräume

schaffen, fordert er. Aber der Kommune fehlten die Mittel, um die Schule zu erweitern oder ein neues Schulgebäude zu bauen.

3.4 Und die, die nicht zur Schule gehen?

Doch in Dalifort gibt es auch viele Kinder, die gar nicht in die Schule gehen, erzählen die beiden Schulleiter jeweils im Gespräch. „Sie müssen nur einmal durch Dalifort gehen, Sie sehen so viele Kinder auf der Straße, dass Sie denken, hier gibt es gar keine Schule“, sagt etwa Papa Ndiaye.

Awa Mballo ist Mutter von acht Kindern. Sie erzählt, dass ihr einfach die Mittel fehlten, ihre Kinder in die Schule zu schicken. „Das macht mich sehr traurig. Ich mache mir Sorgen um ihre Perspektive“, sagt sie. Sie verkauft Taro-Knollen, also kleine Snacks, an die Schüler. Seit ihr Ehemann gestorben ist, geht keines ihrer acht Kinder mehr zur Schule. Es ist schlicht zu teuer: „Ich kann mir das Schulgeld einfach nicht leisten. Und Schulbücher, Hefte, ich habe einfach nicht die Mittel dafür. Ich habe Angst, dass meine Kinder auf die schiefe Bahn geraten. Würden sie in die Schule gehen, würden sie etwas lernen und später hoffentlich einen Job kriegen. Es geht einfach nicht. Ich bin sehr, sehr traurig“, sagt Awa Mballo. Weil die öffentliche Schule derzeit überfüllt ist, hofft sie, demnächst einen Sozialtarif der Privatschule zu ergattern. Die gibt es immer wieder – dank internationaler Spender.

Doch was bedeutet es, als Kind nicht sofort in die Schule zu kommen? In Dakar lerne ich Angela kennen. Sie ist 22 Jahre alt und kommt aus einem Dorf etwa 150 Kilometer von Dakar entfernt. Ihr Vater verstarb früh, ihre Mutter hatte mentale Probleme.

Angela wuchs mit ihren Geschwistern bei ihrer Tante auf. Auch ihr fehlten die Mittel, um die Kinder in die Schule zu schicken. Angela erzählt, sie habe aber unbedingt in die Schule gehen wollen und immer wieder versucht, ihre Tante zu überreden. Lange Zeit erfolglos. Mit 11 Jahren hatte Angela mehr durch Zufall das Glück in ein Schulprojekt in Mbour zu kommen. Die ersten Wochen seien der Horror gewesen, sie hätte weder lesen noch schreiben können. Doch sie hat sich durchgekämpft. Heute ist Angela im ersten Jahr ihres Bachelor-Studiums. Der Fall von Angela ist kein Einzelfall. Im Senegal sind mehr als die Hälfte der Menschen (54 Prozent) nicht alphabetisiert, darunter auch viele junge Menschen. Neben den Kindern, die gar nicht erst zur Schule gehen, gebe es auch immer wieder welche, die die Schule abbrechen, berichtet Schulleiterin Wangara aus Dalifort: „Wenn man am Anfang mit 100 Schülern startet, werden, schätze ich, nur 20 am Ende ankommen und die Schule abschließen. Ich schätze etwa 80 werden die Schule

vorher abbrechen. Wir verlieren viele Schüler auf dem Weg zum Abschluss. Die meisten Familien haben dann nicht mehr die Mittel ihre Kinder in die Schule zu schicken.“

Cherif Diop aus Thiaroye hat die Schule kurz vor dem Ende abgebrochen. Sein Vater war gestorben, er musste seiner Mutter helfen und schnell Geld verdienen. Seitdem verkauft er Klamotten auf dem Dorfplatz von Thiaroye. Er hofft, irgendwann sein Geld in Europa zu machen. Aber dazu später mehr.

Papa Ndiaye, Schulleiter in Dalifort, sagt mir, wie teuer Kinder hier seien, vor allem wenn jedes Kind in die Schule geht. Viele Eltern könnten das nicht bezahlen. Die Eltern wissen aber, dass, um aus der Armutsfalle herauszukommen, die Kinder in die Schule müssten.

Beide Schulen, die ich in Dalifort besucht habe, wurden zu einem erheblichen Teil mit internationaler Unterstützung errichtet. So auch eine Schule in Mboro. Dort hat das Erzherzogtum Luxemburg die Gebäude bezahlt und die Pfadfinder engagieren sich dort.

3.5 Besuch einer Schule im Fischerdorf Mboro

Mboro liegt etwa 100 Kilometer von Dakar entfernt. In der Kleinstadt leben etwa 30.000 Menschen. Viele von ihnen verdienen ihr Geld als Landwirte oder Fischer. Auf dem Weg dahin komme ich immer wieder an kleinen Dörfern vorbei, an Tieren, die über die Straßen laufen. Das „Centre de ressources éducationnelles et de promotion des enfants“ (kurz CREPE) ist ein Zentrum für Bildungsressourcen und Kinderförderung. Es liegt hinter einer kleinen Mauer und wirkt auf mich wie eine Oase der Ruhe. Dort gibt es vier Klassen mit jeweils vierzig Schülerinnen und Schülern im Alter zwischen fünf und fünfzehn Jahren.

Schulleiterin Penda Dieng erklärt mir, dass sie hier außerhalb des senegalesischen Schulsystems arbeiten und besonders Kinder mit schwierigen Familiensituationen, Straßenkinder oder Kinder mit Behinderung aufnehmen. Die Kinder sollen nicht nur alphabetisiert werden, sondern auch lernen, wie sie ihren Alltag bewältigen können – zum Beispiel, welche Rechte sie haben und welche Verantwortung sie für ihren eigenen Körper zu tragen haben.

Wichtig ist ihnen in dieser Schule, dass sie auch Schülerinnen und Schüler mit Behinderungen aufnehmen. Für die sei es im senegalesischen System besonders schwer. Deswegen gibt es an der Schule in Mboro einen Beauftragten, der sich besonders um sie und ihre Fragen kümmert. Es finge schon damit an, dass die Kinder zum Beispiel den passenden Rollstuhl bekämen.

Auch Penda Dieng erzählt mir, dass an anderen Schulen oft achtzig bis

100 Kinder in eine Klasse gehen müssten. Für Lehrer sei das sehr schwierig zu bewältigen, meint sie. Der Lehrer könnte sich immer nur gut um eine einzelne Gruppe kümmern, aber nur selten um die ganze Klasse. Sie hofft, dass sie ihren Schülern eine möglichst ganzheitliche Bildung mitgeben kann, damit sie später auch einen Beruf finden. Sie versucht viel zusammen mit Menschen aus Mboro zu organisieren und Kooperationen zu schaffen, damit den Schülern dort später ein Berufseinstieg ermöglicht wird.

3.6 Besuch einer Schule in der Casamance

In der Casamance habe ich eine Inselfschule besucht. Im Flussdelta zwischen dem Atlantik und der Stadt Ziguinchor habe ich zwei Tage auf einer relativ einsamen Insel verbracht, die für ihren Animismus bekannt ist. Dazu später mehr. Bei einem Rundgang über die Insel hat mir Inselbewohner Alphons auch die Schule gezeigt. Auf der Insel leben gut einhundert Einwohner. Vierzehn Kinder gehen zur Schule.

Das Gebäude ist relativ neu, die Kinder haben Hefte und Stifte. Gerade haben sie gelernt, wo sich der Senegal in Afrika befindet.

Alphons erzählt mir, wie stolz sie alle auf die Schule seien. Es sei bei ihnen viel besser als in der Stadt, die Klasse sei viel kleiner. Was ich mich allerdings gefragt habe: Wenn dort ein Lehrer ist und die Kinder alle unterschiedlich alt sind, wie schafft es der Lehrer, ihnen allen gerecht zu werden? Eine Frage, die ich in den zwei Tagen dort nicht beantworten konnte. Immerhin hat mir Alphons erzählt, dass die älteren Jugendlichen in eine Schule in einem größeren Ort gingen, dort jeden Tag mit der Piroge hinführen.

3.7 Und der Staat?

Besonders in Dakar und Umgebung habe ich erlebt, wie schlecht die Schulen ausgestattet sind. Dabei ist bei einer jungen Bevölkerung das Bildungssystem von zentraler Bedeutung. Welche Rolle spielt dabei der Staat? Immer wieder habe ich bei meinen Interviews auch diese Frage gestellt. Die Antworten darauf waren sehr unterschiedlich. Insgesamt habe ich den Eindruck gewonnen, dass die Regierung versucht, etwas zu ändern, es aber nicht so wie gewünscht schafft.

„Das senegalesische Bildungssystem ist dringend reformbedürftig“, sagt Thomas Volk. Er leitet das Büro der Konrad-Adenauer-Stiftung im Senegal. Es hapere an alle Ecken und Enden. In einer Klasse mit beispielsweise 40 Kindern reichten zwei Schulbücher nicht aus. Zudem sei die Bauqualität

der Gebäude oft desaströs. „Man braucht Infrastruktur, aber auch eine Erneuerung was das Equipment für den Unterricht angeht“, sagt Volk. Er kritisiert zudem das Bildungsniveau der Lehrer, das oft mangelhaft sei. „Wenn man kritische Bürger haben möchte, ist eine Investition ins Bildungssystem das A und O. Da wird viel angekündigt, aber es fehlen die Umsetzungen“, sagt Volk. Das werde erkannt, aber grundsätzlich hätte der senegalesische Haushalt zu viele Prioritäten. „Es muss noch viel stärker in Bildung investiert werden“, fordert Volk.

„Es gibt Schulen, wo es noch sehr schwierige Lernbedingungen gibt, wo es zu wenig Platz gibt“, kritisiert der Soziologe Mamadou Wane: „Es sind strukturelle Defizite.“

Schulleiter Ndiaye aus Dalifort sagt, der Staat habe Fortschritte gemacht: „Es gibt inzwischen eine qualitativ gute Ausbildung für Lehrer.“ Es gebe auch Überprüfungen, wo Prüfer in die Klassen kämen und die Arbeit der Lehrer überwachten, sagt der Schulleiter.

In einem Gespräch habe ich Dr. Mody Ndiaye, einen Regierungsmitarbeiter, nach dem Thema Bildung gefragt. Bei der Kritik an den zu vielen Schülern und zu wenigen Lehrern sagt er, es sei eine Frage von Verantwortlichkeit. „Es gibt Schulen, wo es zu viele Kinder gibt und Schulen, wo es zu wenige gibt. Das müssen die Schulen weitergeben und klären. Wir haben ein System, das uns erlaubt, das weiterzugeben. Dann wird eine Lösung gefunden.“ Oft gebe es die Tendenz zu sagen, der Staat sei schuld, aber es gebe Möglichkeiten, Druck auf den Staat auszuüben. „Es gibt Probleme, aber es gibt immer auch Lösungen.“ Das Problem ist, dass die Menschen oft nicht lösungsorientiert denken. Die Eltern sagten oft, sie hätten keine Mittel. „Aber es gibt zum Beispiel eine Stiftung für Familien. Viele Familien wissen das wohl nicht“, sagt Mody Ndiaye. Zudem gebe es viele private Unterstützung und Initiativen, die mithelfen.

In einer aktuellen Studie, die während meines Aufenthalts im Senegal veröffentlicht wurde, hat das Berlin-Institut die Bildungsstandards in Afrika untersucht. Darin heißt es, dass die Ergebnisse des senegalesischen Engagements bislang enttäuschend ausfallen. Zwar sei die Einschulungsrate in der Grundschule zwischen 2000 und 2015 von 57 auf 71 Prozent angestiegen. Die Zahl der Kinder ohne Bildungszugang sei jedoch kaum zurückgegangen und liegt immer noch bei 650.000 und damit nur rund 40.000 weniger als 15 Jahre zuvor. In der Sekundarstufe ist laut Studie die Zahl der Jugendlichen, die im dafür vorgesehenen Alter keine Schule besuchen, sogar gestiegen. Der Grund: Das Bevölkerungswachstum macht die Fortschritte Senegals im Bildungssektor zunichte. Die Altersgruppe der 6- bis 17-Jährigen ist in den vergangenen 15 Jahren um 40 Prozent gewachsen. Dadurch lässt auch die Qualität im Bildungssystem nach.

3.8 Zu Besuch bei einer Familie mit sieben Kindern

In der Schule in Dalifort habe ich Ibrahima Nelson Soumare kennengelernt. Er geht auf die Privatschule, die ich mehrfach für meine Recherchen besucht habe. Der 13-Jährige hat mich zu seiner Familie eingeladen. Schulleiter Ndiaye ist auch mit dabei, er hat mir versprochen, mit Übersetzungen zu helfen. Denn Ibrahimas Eltern sprechen kaum Französisch, sondern vor allem die afrikanische Sprache Wolof, die ich wiederum kaum verstehe.

Gemeinsam gehen wir etwa zehn Minuten von der Schule in Dalifort durch den Ort, vorbei an Häusern, vorbei an Baracken. Ibrahima zeigt auf eine schmale Tür, dort müssen wir durch. Wir betreten einen Gang im Innenhof, ein paar Meter weiter sitzt seine Mutter auf dem Boden und kocht. Links ist ein kleiner Raum, der einzige in dem Innenhof. Ibrahima erklärt mir, ich dürfte reingehen. „Hier schlafen wir“, sagt er und zeigt auf ein Doppelbett und den Betonboden davor, er mit seinen sieben Geschwistern und seinen Eltern. Elektrisches Licht gibt es in dem Raum nicht. Auf dem Boden liegt ein Mehrfachstecker, ein Handyladegerät ist angeschlossen, ein Ventilator steht still daneben. Im Innenhof stehen zwei Schafe, ein paar Hühner laufen umher. Mit Wellblech abgetrennt befindet sich dort das improvisierte Bad der Familie.

Ein paar Minuten später ist das Essen fertig. Die Kinder hocken sich neben ihre Mutter auf den Boden. Es gibt Reis, Gemüse und Fisch. Wie meistens im Senegal essen alle aus einer Schüssel, teils mit einem Löffel, teils mit den Fingern. Vorher hat Ibrahima sich die Hände mit Wasser aus einer Kanne gewaschen.

Der Junge sagt mir, er hätte gerne etwas mehr Platz. Trotzdem sei er zufrieden, seine Eltern täten sehr viel für ihn. Seine Eltern haben die Schule beide abgebrochen, keinen Beruf gelernt. Sein Vater Abdourahmane Soumare hat nur selten Arbeit, seine Mutter Aminata kümmert sich um den Haushalt. Die Privatschule, auf die Ibrahima geht, ist für seine Eltern eigentlich viel zu teuer. Das geht nur, weil die Schule Sozialtarife anbietet und er einer der wenigen ist, der davon profitiert. „Es ist sehr wichtig, dass die Kinder in die Schule gehen. Ich habe keinen Job, aber ich tue alles dafür, dass die Kinder in die Schule gehen können“, sagt Aminata. Ihr Sohn strengt sich in der Schule an, auch weil er seinen Eltern etwas zurückgeben möchte.

„Ich gehe in die Schule, um meinen Eltern zu helfen, denn meine Eltern opfern sich für mich auf. Das ist der Grund, warum ich viel für die Schule tue und mich anstrengende. Ich möchte die Schule schaffen. Ich denke an morgen und möchte etwas Gutes machen.“ Seine Mutter Aminata erzählt mir, sie sei nicht zufrieden mit dem kleinen Schlafzimmer für alle. Sie stehe um 6:30 Uhr auf, kümmere sich um das Frühstück und den Haushalt. Ihr Leben

sei so von Gott gewollt. „Das ist Schicksal. So ist das Leben.“ Eine Arbeitsstelle hat sie nicht, die Schule hat sie abgebrochen. Sie sagt, sie tue alles, um ihren Kindern die Privatschule zu finanzieren. Mit der staatlichen Schule sei sie nicht zufrieden. Es gebe oft Streiks, dort lernten die Kinder nicht gut. „Ich hoffe, die Kinder kriegen das besser hin als wir.“ Wie schwer ihr alles fällt, das behält sie am liebsten für sich. „Mit anderen reden wir darüber nicht. Das sind Probleme, die wir nur unter uns besprechen.“

Die Lage für ihn und seine Familie ist schwierig. Dennoch, sagt der Vater, sei er glücklich mit seiner Familie, er habe eine tolle Frau und tolle Kinder. Er versuche, eine Lösung für ein größeres Haus zu finden, das sei aber nicht einfach.

3.9 Koranschulen – die religiöse Alternative?

Traditionell ist im Senegal die religiöse Erziehung der Kinder im Sinne des Islam sehr wichtig. Das hat mir beispielsweise auch Mody Ndiaye, ein Regierungsmitarbeiter, erklärt. Die Kinder sollen lernen zu beten und den Koran zu verstehen. Zu dem Punkt, wie wichtig die Religion im Alltag ist, komme ich später. Hier möchte ich nun Eindrücke meiner Besuche in verschiedenen Koranschulen darlegen.

In Jaxaay, etwa dreißig Kilometer von der Innenstadt Dakars entfernt, entsteht eine große neue Siedlung, mit vielen jungen Familien. Dort sind in den vergangenen Jahren auch einige sogenannte Daaras entstanden. Es gibt verschiedene Typen von Koranschulen.

In eine Koranschule, die ich besucht habe, kommen die Kinder tagsüber, abends gehen sie zu ihren Familien und übernachten dort. In einem kleinen Raum sitzen etwa zwanzig Kinder, die meisten Jungen. „Wir lernen jeden Morgen und jeden Abend den Koran, außer am Donnerstag und Freitag“, sagt Koranlehrer Galaye Mbaye, der selbst nur wenig Französisch spricht.

In einer anderen Koranschule nicht weit entfernt, unterrichtet Oustaz Tala Gaye seine vierzig Schülerinnen und Schüler. Manche gehen auch auf die Privatschule nebenan und kommen nur am Wochenende zu ihm in die Koranschule. Andere gehen nur in die Koranschule. Dazu gehören auch Teenager, teils schon 18 Jahre alt, die nie in eine „normale“ Schule gegangen sind. Einige der Kinder schlafen in einem Gebäude nebenan mit dem Koranlehrer, dem „*maître coranique*“.

Aber können Daaras die Bildung, die in einer normalen Schule vermittelt wird, ersetzen? Mein Eindruck ist, sie können sie lediglich ergänzen. Aber: „Daaras sind keine Schulen. Es fehlen die Bedingungen, um dort zu lernen. Da ist noch viel zu tun“, kritisiert Isaa Saka vom Büro der Vereinten Natio-

nen in Dakar.

In Pikine unterrichten der 27-jährige Mouhmadou Moustapha Niass und sein Vater die Koranschülerinnen und Schüler. Die Kinder sitzen neben einer Moschee unter einem Dach, haben Holztafeln, auf denen arabische Verse stehen. Als ich herein komme, ist keiner der beiden Männer da, die älteren Schüler versuchen die jüngeren ruhig zu bekommen. Mouhmadou selbst war Talibé, hat hier den Koran gelernt. „Wir lernen in der Koranschule, wie wir im Leben zurechtkommen“, erzählt er. Menschlichkeit zum Beispiel.

Er musste, bis er 14 Jahre alt war, betteln gehen. In seiner Koranschule müssen die Kinder nicht mehr betteln gehen. Dass Koranschüler betteln gehen, ist ein verbreitetes Phänomen im Senegal. Mouhmadou erklärt das so: Es gebe viele Männer, die sich als Koranlehrer ausgeben würden und aus Guinea stammten. Sie würden die Kinder ausnutzen und ihnen nicht den „wirklichen“ Koran beibringen, kritisiert er: „Das ist nicht gut.“

3.10 Betteln statt Schule?

Vom ersten Tag an ist mir in Dakar vor allem eins aufgefallen: die bettelnden Kinder. Wenn ich morgens das Haus verlassen habe oder abends zurückgekommen bin, kamen immer wieder Kinder zu mir, die mir ihre leere Hand oder ihre leere Blechbüchse entgegengestreckt haben. Im Senegal leben laut einem Bericht von Human Rights Watch aus dem Sommer 2017 etwa 50.000 Jungen in Koranschulen, in denen sie zum Betteln gezwungen werden. Einige davon leben wirklich dauerhaft auf der Straße, andere gehen zum Beispiel in Koranschulen.

Ebenfalls in Jaxaay war ich in einer Daara, deren Besuch mich noch länger beschäftigt hat. Der Marabout ist für mehrere Monate auf Reisen, mehr als vierzig Jungen sind nun auf sich allein gestellt. Ein 20-Jähriger hat das Regiment übernommen, ist der maître coranique. Er zeigt mir die Daara. Was ich dort erlebe, schockiert mich und macht mich wütend.

Es gibt drei kleine Räume, die nicht miteinander verbunden sind. In einem Raum schlafen mehr als zwanzig Jungen, im sogenannten „Klassenraum“ schlafen auch noch mal fünfzehn und in einem anderen schlafen die älteren mit dem Marabout – wenn er denn da ist.

Die Ausstattung der Räume war quasi nicht vorhanden. Es gab nur zeretzte Matratzen, wenn überhaupt. Überall Fliegen, keine Fenster, keine richtigen Türen. Wasser oder eine Dusche gibt es nicht. Neben dem Haus, einem Rohbau, haben die Kinder versucht, eine Toilette zu bauen. Dort sind ein paar Steine auf dem Boden, die sie wegschieben können. Es stinkt. Ein Koranschüler erzählt mir, dass er Angst hat, nachts auf die Toilette zu ge-

hen. Es gebe keine Elektrizität, es sei dunkel, im Gras rundherum gebe es Schlangen. Duschen gehen die Kinder gelegentlich bei Familien, die im Umfeld wohnen. Ihre Kleidung wechseln sie nur selten. „Vielleicht einmal im Monat“, erzählt mir ein Talibé.

Der maître coranique Aly M'Baye erzählt mir, er habe keine andere Wahl. Sie hätten kein Geld, keine Möglichkeiten, deswegen müssten die Kinder und Jugendlichen unter diesen Umständen leben. Weil es kein Essen gebe, müssten sie betteln gehen. Er selbst sei früher auch betteln gegangen.

Die meisten Kinder hier wissen nicht, wie alt sie sind. Ihre Papiere haben sie nicht. Die liegen (vermutlich) bei ihren Eltern, die meistens weiter entfernt leben. Mit Alpha führe ich ein längeres Interview. Er sagt, er sei 18 Jahre alt. Er spricht, im Gegensatz zum maître coranique, sogar etwas Französisch. Er sei seit zwei Jahren in der Daara, kam aus einem anderen Ort zusammen mit dem Marabout hierher. Zuerst erzählt Alpha mir, dass er sich gut fühle und die Situation akzeptiere, aber im Laufe des Gesprächs verändert sich seine Haltung. Ich habe den Eindruck, er beginnt mir zu vertrauen und erzählt, wie er sich wirklich fühlt. „Manchmal sind wir traurig, wir sehen unsere Eltern nie. Wir sind oft traurig, aber wir können auch nicht immer nur traurig sein“, sagt Alpha. Er berichtet von seinem Tagesablauf: Morgens früh beten die Talibés, danach, etwa gegen sieben Uhr, müssen die Talibés auf die Straße, sich etwas zum Frühstück „erbetteln“. Danach, von morgens früh bis etwa 13 Uhr, lernen sie den Koran. Um 13:30 Uhr verlassen sie wieder das Haus, um für das Mittagessen zu betteln. Vom Nachmittag bis zum Abend wird der Koran gelesen und gebetet. Manchmal gehen sie danach noch mal raus betteln.

Es gebe viele Kinder unter ihnen, die zu wenig zu essen hätten, die krank würden, viel weinten. „Das macht mich traurig, gerade wenn ich die Kleinen bei uns sehe. Wenn wir groß sind, werden wir das vergessen. Aber bevor wir groß werden, müssen wir viele Schwierigkeiten überstehen“, sagt Alpha: „Meine Familie fehlt mir sehr.“

Er war früher in der Schule, dort hat er Französisch gelernt. Aber seine Eltern hatten dann keine finanziellen Möglichkeiten mehr für die Schule, daher haben sie ihn zu einem Marabout geschickt. Sie hätten gewollt, dass er den Koran lernt. „Wir müssen den Koran lernen, um beten zu lernen. Das ist für uns sehr wichtig. Ich bin hier hingekommen, um zu lernen.“

Er hat auch Angst: „Ich weiß nicht, was morgen sein wird. Wir brauchen Hilfe“, sagt Alpha. Er weiß, dass auch seine Zukunft nicht leicht wird: „Es wird schwierig für mich, einen Beruf zu finden.“

Mamadou Ndiaye, der sich für Kinderrechte im Senegal einsetzt, zeigt mir einen Ort, der mich sehr bewegt hat: Heute ist dort eine Werkstatt mit viel Gerümpel. Bis vor einiger Zeit war dort eine Koranschule. Anfang März

2013 brach dort ein Brand aus. Neun Koranschüler kamen ums Leben. Damals kam der senegalesische Präsident zu Besuch, bekundete sein Beileid, versprach, die Bedingungen in Koranschulen zu verbessern. Doch was hat sich wirklich verändert? In vielen Interviews habe ich danach gefragt, die Antworten fielen negativ aus.

„Die Situation der Kinder im Senegal ist eine Situation, die mich schockiert. Denn Hunderttausende Kinder leben auf der Straße, sind gezwungen, zu betteln und das Geld an Erwachsene zu geben, die sie dafür ausnutzen. Das ist inakzeptabel, das ist nicht mit Kinderrechten vereinbar“, sagt Mamadou Wane, der die Plattform für die „Promotion and Protection of Human Rights (PPDH) leitet, ein Zusammenschluss von etwa 40 senegalesischen Kinderrechtsorganisationen. „Die Situation ist gefährlich und ich klage den Staat an, dass er die Sachen so laufen lässt. Das ist nicht erst seit gestern so, das ist schon lange so. Das ist eine Form der Ausbeutung der Kinder“, kritisiert Wane. „Das Gesetz, was wir haben, bringt nichts. Die Kinder leiden sehr.“ Der Islam wolle nicht, dass die Kinder betteln.

Koranschulen seien nicht grundsätzlich schlecht. Es gehe darum, dass die Kinder eine religiöse Erziehung bekämen und den Koran erlernten. „Koranschulen sind kulturell wichtig, aber sie müssen sich verändern“, fordert Wane. Die Koranschulen gehörten zur senegalesischen Tradition. Aber Koranlehrer, die die Kinder ausbeuteten, pervertierten die Idee der Koranschulen.

Manche allerdings bevorzugten Koranschulen gegenüber staatlichen Schulen, weil die staatlichen Schulen mit Französisch als Hauptsprache an die Kolonisierung durch die Franzosen erinnerten.

3.11 Der Staat und die Koranschulen

2014 hat der Staat versucht, die Koranschulen zu reformieren. Damit wollte er seinen Einfluss auf die Lerninhalte der Daaras erhöhen. Dies stieß vor allem unter religiösen Führern auf Widerstand und mündete in Protest und Auseinandersetzungen mit der Polizei. In der Folge zog die Regierung den Gesetzentwurf zurück. Bereits 2002 veranlasste die senegalesische Regierung ein viel diskutiertes Reformpaket, um die Daaras zu modernisieren. Im Rahmen der Reform wurde an allen öffentlichen Schulen der Religionsunterricht eingeführt. Das Ziel: Eltern zu motivieren, um ihre Kinder dorthin zu schicken, statt auf eine Koranschule. Dadurch hat laut der Studie des Berlin-Instituts das staatliche Bildungssystem an Attraktivität gewonnen, steht aber weiterhin in Konkurrenz zur religiösen Ausbildung an den Koranschulen.

Ich habe Regierungsmitarbeiter Mody Ndiaye außerdem nach der Rolle der Koranschulen für die Gesellschaft gefragt. Die Kinder auf eine Koranschule zu schicken sei eine Entscheidung der Eltern, denen die Koranschule sehr wichtig sei. Im Senegal habe der Islam einen großen Einfluss, die Religion sei der Sockel der Gesellschaft. Dass das Kind die Religion lerne, sei wichtig. „Das Problem heutzutage ist, dass es in bestimmten Fällen Probleme in Koranschulen gibt. Man muss unterscheiden, wer hier ausbeuten möchte und wer das sinnvoll nutzt“, sagt Mody Ndiaye.

Seit 2005 gibt es im Senegal ein Gesetz, das Betteln unter Zwang verbietet. Auf den Missbrauch von Straßenkindern stehen hohe Strafen. Aber wie gut wird dieses Gesetz umgesetzt? Dazu gibt es unterschiedliche Meinungen. Immer wieder habe ich gehört, dass das Gesetz noch nicht ausreichend umgesetzt wird und noch immer zu viele Kinder auf der Straße seien.

4. Initiativen für Kinder

Es gibt verschiedene Initiativen der senegalesischen Zivilgesellschaft, aber auch von internationalen Organisationen, die den Kindern im Senegal helfen wollen. Einige davon habe ich besucht. Viele Projekte beeindruckten mich sehr. Die Gespräche mit den Kindern fand ich teils schockierend. Sie haben mich lange beschäftigt.

4.1 Samu social holt die Kinder von der Straße

Das Gebäude von Samu social liegt sehr unscheinbar an einer Straße in Oukam, einem Stadtteil von Dakar. Samu social wird vor allem von Spenden finanziert. Die Organisation agiert international. Im Jahr 2002 lud der damalige senegalesische Präsident die Organisation in den Senegal ein.

Ich hatte zuerst eine Mail an die Organisation geschrieben, dann habe ich mit einer Mitarbeiterin telefoniert. Zuerst waren sie skeptisch, mich als Journalistin hinein zu lassen. Klar war: Keine Fotos, keine Videos. Dennoch durfte ich mir einen Eindruck von der Einrichtung verschaffen und viele Fragen stellen. Die Kinder spielten im Hof, als ich da war. Einige Betreuer waren bei ihnen. Sie spielten Kicker, hörten Musik, lachten. Zwei Kinder lagen auf der Krankenstation. Die Ärztin von Samu social erzählte mir, dass viele Kinder krank kämen oder mit Brüchen. Ich sehe die Schlafräume, die Toiletten. Auf die ist Mitarbeiter Youssouph Badji sichtlich stolz. Am Ende darf ich sogar ein ehemaliges Straßenkind interviewen.

Mamadou hat mir von seinem Leben auf der Straße erzählt. Was er schon

alles erlebt hat, klingt für mich fast unvorstellbar und macht mich traurig. Seit gut einem Monat lebt er nun bei Samu social. Neben ihm leben noch weitere Jungen hier. Die Mitarbeiter von Samu social fahren regelmäßig in sogenannten Notfall-Teams neuralgische Punkte der Stadt an. „Mittlerweile wissen wir ganz genau, wo die Kinder sind“, sagt Youssouph Badji. Die Teams versorgen die Kinder vor Ort, hören ihnen zu, helfen ihnen medizinisch. Manche Kinder kommen direkt mit in die Einrichtung.

Ziel bei ihnen sei es, die Kinder wieder zu ihren Familien zu bringen. „Das ist oft schwierig, weil viele Kinder eben nicht aus Dakar kommen, sondern von weiter weg, teils aus dem Ausland.“ Trotzdem versucht Samu social mit den Familien Gespräche zu führen, die Eltern zu sensibilisieren. Das sei oft ein aufwendiger Prozess, sagt Youssouph Badji.

4.2 Empire des enfants

Auch Anta Mbow vom Empire des enfants im Stadtteil Medina in Dakar kritisiert die senegalesische Regierung scharf. „Es ist noch alles zu tun. Bisher hat die Regierung nichts getan.“ Anta Mbow ist Senegalesin, hat in Frankreich gelebt, wo ihre Kinder auch noch leben. 2003 gründete sie die Aufnahmestation Empire des enfants. „Wir dürfen diese Kinder nicht so auf der Straße lassen“, sagt Mbow. Seit Jahren setzt sie sich nun schon für Kinder im Senegal ein.

Sie sei erschrocken gewesen, wie viele Kinder hier auf der Straße lebten. Viele Familien seien arm, könnten ihren Kindern nicht helfen, einige Kinder kämen aus schlechten Daaras, wo die Kinder zum Betteln ausgenutzt würden. Die meisten Kinder hier kämen aus Regionen weiter entfernt, viele sogar aus Guinea, wenige aus Gambia. Um ihnen zu helfen, habe sie das Zentrum gegründet: „Für die Kinder ist das hier das Paradies.“ Bis zu 60 Kinder leben hier. Die Wände sind bunt bemalt, eine freiwillige Helferin aus Europa malt mit einigen Kindern gerade eine weitere Wand an, als ich ankomme.

Im Gegensatz zu Samu social hat Anta Mbow kein Team, das die Kinder von der Straße holt. Es seien etwa die Polizei oder normale Bürger, die die Kinder ins Zentrum brächten. „Unsere Tür steht jeden Tag 24 Stunden lang offen für bedürftige Kinder, sieben Tage die Woche“, sagt Mbow. Die Kinder sind zwischen fünf und 12 Jahren alt. Manche Kinder gehen auch während ihrer Zeit hier im Empire gegenüber in eine katholische Privatschule. Jeder Fall sei anders. Manche Kinder bleiben länger als andere. „Wir organisieren viele Rückführungen in Familien. Letzte Woche haben wir acht Kinder nach Guinea-Bissau zurückgebracht. Das ist immer sehr aufwendig“, berichtet Mbow. Manchmal klappe das aber nicht, manche Kinder kämen

wieder zu ihnen zurück.

„Die Kinder kommen teils auch schon mit eigenen Ideen, manche wollen auf jeden Fall zu ihren Familien zurück.“ Zu manchen Kindern hätten sie noch lange Kontakt. Zu allen sei das angesichts von einigen Tausend Kindern nicht möglich. Von einzelnen wisse sie aber, dass sie inzwischen erfolgreich eine Ausbildung machten.

Mbow kann nachvollziehen, dass es viele Jugendliche gibt, die den Senegal verlassen wollten. „Unsere Regierung muss dafür sorgen, dass alle Kinder in die Schule gehen dürfen.“ Die Jugendlichen hätten oft das Gefühl, dass sich keiner um sie kümmere. Deswegen würden sie von Europa träumen. Doch Mbow weiß auch, dass die Chancen junger Senegalesen in Italien, Frankreich oder Deutschland nicht besser würden. „Aber wenn man Dir hier nichts vorschlägt, dann machst Du Dich auf den Weg. Leider“, sagt Mbow. „Partir ou mourir“ – das sagten hier viele Jugendliche. „Das ist traurig für dieses Land. Wäre ich hier Präsidentin, wäre ich sehr traurig und würde mich als überflüssig bezeichnen. Ich würde konkrete Aktionen planen und nicht nur darüber sprechen.“ Die Zivilgesellschaft mache viel, der Staat könnte viel mehr machen. „Sie haben nichts getan. Die Sklaven sind hier. Es sind die Kinder, die ausgebeutet werden. Was tut unsere Regierung?“, fragt Mbow. Genau diese Frage werde ich auch später einem Verantwortlichen der senegalesischen Regierung stellen.

4.3 Das Dorf der verlorenen Kindern – village pilote

Außerhalb von Dakar, unweit des Lac Rose, befindet sich das „village pilote“. Der Weg dahin ist nicht einfach. Mehrfach verfahren wir uns auf den Sandpisten. Eine senegalesische Familie nimmt mich mit ins village pilote. Sie sind stolz auf das, was da entstanden ist, können ebenfalls nicht verstehen, dass die Regierung nicht mehr tut. Im village pilote haben Franzosen, unterstützt von weiteren internationalen Spendern, vor Jahren ein eigenes Dorf für ehemalige Straßenkinder geschaffen. Als wir im village pilote ankommen, sitzen die Jungen mit einigen Betreuern vor dem Haus, reden. Ein Betreuer führt uns herum, erklärt uns das Konzept. Bei ihnen leben nur Jungen. Sind sie neu bei ihnen, kommen sie in eine einfache Unterkunft, ein großes Zelt. Strengen sie sich an und packen mit an, kommen sie auf die nächste Stufe. So sollen sie angespornt werden, sich mehr für die Gemeinschaft einzubringen. Im Gegenzug gibt es auf jeder Stufe mehr Komfort. Stolz zeigt der Mitarbeiter uns die Toiletten und die neu eingerichtete Lehrküche. Hier sollen die Jungen für ihren Alltag lernen.

Das Zentrum ist ständig dabei, sich zu vergrößern. Auch im village pilote

versuchen sie, die Kinder wieder zu ihren Eltern zu bringen. Aber auch hier heißt es, das sei nicht einfach. Im Büro zeigt der Mitarbeiter die vielen Akten der Jungen: „Für jeden haben wir eine Akte“, sagt er.

4.4 Zu Besuch bei ehemaligen Straßenkindern in Mbour

Durch Zufall hatte ich im Internet von einer Hilfsorganisation gelesen, die einen Sitz in Hamburg und einen in Mbour hat. Dort kümmert sich Steffi aus Hamburg zusammen mit ihrem senegalesischen Mann um ehemalige Straßenkinder. Als ich gerade in Dakar angekommen war, habe ich auch Steffi kontaktiert. Sie hat mich als erste auf meiner neuen senegalesischen Telefonnummer sofort zurückgerufen und mich für den nächsten Tag eingeladen. Netterweise konnte ein Freund von ihr mich in seinem Auto aus Dakar mitnehmen.

Als ich in Mbour in ihrem Haus ankam, saßen die knapp dreißig Kinder zusammen im Schatten auf der großen Terrasse vor dem Hauseingang. Die Kinder sind altersmäßig etwa zwischen sechs Jahren und jungem Teenie-Alter. Alle trugen grüne Trikots und schauten mich mit ihren großen Augen neugierig an.

Steffi und ihr Mann haben mir einiges über die Kinder erzählt. Obwohl sie noch sehr jung sind, hat vermutlich jeder einzelne von ihnen schon sehr viel durchgemacht. Sie haben zum Beispiel auf der Straße gelebt oder mussten betteln. Einige der Kinder kommen aus Koranschulen, erzählt mir Steffi. Viele hätten unter furchtbaren Umständen gelebt. Nun schlafen die Kinder auf Matratzen, gehen in die Schule in Mbour. Im Hausflur hängt für jeden eine Schultasche oder ein Rucksack. Während meines Besuchs gehen wir mit den Jungs im Atlantik schwimmen – oder besser gesagt planschen. Denn die Kinder haben zwar schon gelernt, sich über Wasser zu halten, richtig schwimmen können die meisten von ihnen allerdings bisher nicht. Zu schwierig sei es, im Wasser mit den Wellen schwimmen zu lernen.

Steffis Traum ist es, die Kinder weiter großzuziehen, ihnen irgendwann eine Ausbildung zu ermöglichen und vielleicht eine Firma zu gründen.

4.5 Hilfe von überall – internationale Organisationen zur Lage der Straßenkinder

Auch die Vereinten Nationen, UNICEF und Human Rights Watch, haben Büros bzw. Verbindungsleute in Dakar. Sie kritisieren regelmäßig die Situa-

tion der Straßenkinder im Senegal. „Das, was sich derzeit in Libyen abspielt, ist dramatisch und traurig. Dagegen müssen wir vorgehen. Aber bei uns im Land und in benachbarten Ländern gibt es auch etwas, das man als moderne Sklaverei bezeichnen könnte. Hier gibt es Tausende Kinder, die zum Betteln gezwungen werden“, sagt Isaa Saka von den Vereinten Nationen. Diese Kinder würden jeden Tag ausgebeutet, müssten teils ab fünf Uhr betteln, seien oft den ganzen Tag auf der Straße, ohne Schuhe, ohne ordentliche Kleidung, ohne Essen. „Dieses Kind ist ein Sklave.“ Er geht davon aus, dass die Koranschüler in der Mehrzahl der Daaras zum Betteln gezwungen würden.

Er attestiert der Regierung Fortschritte, sagt aber zugleich, das reiche nicht aus. 2005 hat die Regierung das bereits erwähnte Gesetz zum Betteln erlassen. „Dieses Gesetz wird nicht richtig umgesetzt“, sagt Saka. Das Problem sei die alte Tradition des Bettelns, die die Menschen mit dem Islam verbinden. „Viele hier gehen davon aus, dass der Islam das Betteln von den Kindern verlange, das ist aber nicht der Fall“, sagt Saka. Es gebe daher eine Lobby, die für das Betteln kämpft. Das zu ändern, brauche Zeit, vermutlich Generationen. Denn eine juristische Norm lasse sich nicht gegen eine soziale Norm ausspielen. Dafür brauche es Bildung und Erziehung.

4.6 Und der Staat?

In den vergangenen Absätzen habe ich bereits viel Kritik an der senegalesischen Regierung wiedergegeben. Ich war bei einem Verantwortlichen, um ihn danach zu befragen. Mody Ndiaye hat sehr schnell gesagt, dass die zum Betteln gezwungenen Kinder ein Problem darstellten. Er verantwortet Projekte. „Wir haben einen Aktionsplan, um dagegen vorzugehen“, sagt er. Konkret heißt das: Informieren, sensibilisieren, Austausch mit angrenzenden Ländern. Denn zum Beispiel aus Guinea, Mali oder Guinea-Bissau kommen viele der betroffenen Kinder.

Der Platz der Kinder sei nicht auf der Straße, sagt Ndiaye. Aber es gebe bestimmte sozioökonomische und religiöse Faktoren, die dazu führten, dass manche Menschen hier die Kinder auf die Straße zwingen. „Wir versuchen daher die Menschen zu sensibilisieren. Sie müssen verstehen, was passiert. Es beginnt im Kopf von jedem einzelnen“, sagt Ndiaye. Das sei allerdings nicht einfach. Denn die Verantwortung liege nicht nur beim Staat, sondern in erster Linie bei den Eltern. Sie seien diejenigen, die die Kinder in die Hände von wenig verantwortungsbewussten Personen geben. Der wirtschaftliche Faktor des Bettelns sei auch nicht zu verachten. Es gebe eine Form der Toleranz. Man toleriere, dass die Kinder auf der Straße seien. „Das ist inakzeptabel“, so Ndiaye. Daher arbeiteten sie viel mit der Zivilgesellschaft zu-

sammen.

Jeden Morgen, wenn ich meine Wohngemeinschaft in Dakar verlassen habe, wurde ich von Kindern angebettelt. Ndiaye habe ich mit meinem Eindruck konfrontiert, dass das Gesetz das Problem nicht löst. „Die Umsetzung des Gesetzes ist ein großes Problem, ja. Aber das Gesetz ist nur eine von vielen Antworten“, sagt mir der Regierungsmitarbeiter. Er vergleicht es damit, dass viele junge Menschen nach Europa fliehen, obwohl es Grenzen und Gesetze dagegen gebe. „Das ist sehr komplex. Nur mit dem Gesetz können wir das Problem der bettelnden Kinder nicht lösen.“ In diesem Jahr (2017) hätten sie eine Revision des Gesetzes vorgeschlagen, damit das Gesetz erweitert werde.

Wächst hier gerade also eine Generation ohne Hoffnung auf? Ndiaye sagt mir, es mache ihn wütend und traurig, dass diese Kinder derzeit keine Perspektive hätten. Sie versuchten so viel wie möglich zu tun. „Es gibt ein Problem der Wahrnehmung und der Verantwortlichkeiten.“ Das Problem sei lange in ländlichen Regionen gewesen. Inzwischen habe sich das System geändert, das Betteln sei in den Städten angekommen. Ein Kind, das nur eine Sekunde auf der Straße sei, sei eines zu viel:

„Das ist verlorene Zeit.“ Auf die Kritik der NGOs antwortet er, man arbeite so gut es gehe an allem. Er kritisiert wiederum die Aufnahmeeinrichtungen, die nicht immer oder nicht in jedem Fall mit der Regierung zusammenarbeiten wollten. „Es gibt immer ein ja, aber“, so Ndiaye.

5. Religion im Senegal

5.1 Wie wichtig ist den Senegalesen ihre Religion?

Die Taxifahrer, die am Straßenrand anhalten, um zu beten, der Mitarbeiter auf dem Markt in Medina, der auf einer Plastikplane betet oder ein senegalesischer Bekannter, der während eines Ausflugs mehrfach sagt, er müsse zehn Minuten beten. Mein Eindruck ist, den Senegalesen bedeutet ihre Religion sehr viel. Die meisten, etwa 95 Prozent, sind muslimisch. Die muslimischen Männer halten oft ihre Gebetsketten in den Händen. Bei meinem Besuch in Mbour ist mir aufgefallen, dass die Jungen dort ein dünnes Band um ihren Bauch gebunden hatten, daran war ein Kästchen mit einem Koranvers. Manche haben das noch von ihren Eltern bekommen, zu denen der Kontakt inzwischen abgebrochen ist. Bevor ich gleich über meine Erfahrungen mit dem Islam im Senegal schreibe, möchte ich einen kurzen Exkurs zur Religion in der Casamance einfügen.

5.2 Exkurs: Animismus und Fetisch in der Casamance

Etwa drei Viertel der Bewohner der Casamance ist muslimischen Glaubens, etwa 17 Prozent sind Christen, hauptsächlich katholisch, und weitere acht Prozent sind Anhänger traditioneller Religionen. Gerade in der Casamance ist die regionale Identität sehr wichtig in Abgrenzung zu den Bewohnern des Nordens.

Die Identität zeichnet sich auch durch die Fetisch-Kultur aus. Es gibt Heilige Wälder, die Bois Sacrés. In Zeremonien werden Opfer dargebracht, die eine besondere religiöse Bedeutung haben. Durch einen Fetisch – beispielsweise einen Baum oder einen Stein, dem übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden – gelangen die Menschen in Kontakt zu Gott. In ihren Zeremonien trüpfeln sie Palmwein auf die Erde und opfern ein Huhn, ein Schwein oder eine Ziege. Das erzählt mir Alphons, der bereits erwähnte Inselbewohner. Auch auf der Insel El Hadji leben verschiedene Religionen friedlich zusammen: Christen und Animisten. Von dem kleinen Ort Elinkin bin ich mit einer Piroge zu der Insel gefahren. Autos gibt's dort nicht. Es ist fast wie eine einsame Insel. „Einige sind Christen, einige sind Animisten. Einige irgendetwas dazwischen“, erklärt mir der 40-jährige Alphons, der viel jünger aussieht. Er zeigt mir den heiligen Baum der Insel. Auch er kommt hierher, um über seine Sorgen nachzudenken und zu beten. Im vergangenen Jahr sei er oft hier gewesen, damals sei seine Verlobte an einer Krankheit gestorben.

Beeindruckt hat mich auf der Insel, wie die verschiedenen Religionen nebeneinander existieren, wie man sich gegenseitig unterstützt. Das ist mir im Senegal sehr häufig aufgefallen. Das liegt auch am besonderen Islam.

5.3 Der andere Islam

Etwa 120 Kilometer von Senegals Hauptstadt Dakar entfernt liegt ein besonderer Ort: die Insel Fadiouth. Auf ihren Friedhof sind die Einheimischen besonders stolz. Christen und Muslime liegen hier gemeinsam begraben. Es gibt nur einen Unterschied. Die muslimischen Gräber sind nach Mekka ausgerichtet, die christlichen nicht. Alle Gräber sind von Muscheln bedeckt, Blumen oder Kerzen gibt es kaum.

„Dieser Ort ist einzigartig. Wir wollen ein Beispiel dafür sein, dass Toleranz zwischen den Religionen funktioniert“, sagt der 40-jährige Marcel Ndong, ein einheimischer Christ. Die meisten Einwohner Senegals sind muslimisch, nur gut fünf Prozent sind Christen.

Der Senegal gilt als stabiles Land, doch die Region insgesamt ist fragil.

Die senegalesische Armee und Polizei haben zum Schutz vor Terroranschlägen zusätzliches Personal eingestellt. Denn islamistische Gruppen versuchen zunehmend, auch im Senegal Anhänger zu finden. „Bisher funktioniert das Zusammenleben der Religionsgruppen. Der Senegal ist ein vorbildliches Beispiel für gelingenden interreligiösen Dialog“, sagt Islamwissenschaftler Thomas Volk. 1960 wurde Leopold Sedar Senghor Senegals erster Präsident nach der Unabhängigkeit. Er war katholischer Christ und stammte, genauso wie Marcel Ndong, aus der Gemeinde Joal-Fadiouth. Mit Senghor habe das gute Verhältnis von Christen und Muslimen begonnen, sagt Ndong.

Dieses gute Verhältnis zeigt sich auf der Insel Fadiouth: Auch muslimische Kinder besuchen die katholische Privatschule. Als das Dach der Kirche bei einem Sturm beschädigt wurde, hätten nicht nur die Christen, sondern auch die Muslime bei der Reparatur geholfen. „Gerade bauen wir eine neue Moschee, alle packen an“, sagt der gläubige Christ Ndong, der mit einer Muslima zusammen ist.

Christliche oder muslimische Feiertage werden im Senegal gemeinsam gefeiert. „Die Christen sind eine respektierte Minderheit. Wir leben in Freundschaft und Eintracht. Klar, manchmal haben wir auch Probleme mit den Muslimen – es ist wie bei einem Ehepaar. Aber wir versuchen, sie im Dialog zu lösen“, sagt Andre Gueye, der Bischof von Thies.

In Senegals Hauptstadt Dakar halten muslimische Taxifahrer am Straßenrand an, rollen ihren Gebetsteppich aus und fangen an zu beten. Die Straßen vor großen Moscheen werden zum Freitagsgebet gesperrt, damit für alle Gläubigen Platz ist. Der Islam im Senegal ist anders als in den vom Terror überzogenen Staaten in Nahost. Er gilt als besonders tolerant. Geprägt ist er durch die Sufi-Bruderschaften. Die sufistische Auslegung des Islam gilt als moderat und als mystischer Zweig des Islam. Sufisten betonen das friedliche Miteinander und interpretieren den Koran freier. Strenge Muslime bezeichnen den Sufi-Islam oft als Häresie.

Im Senegal gehört fast jeder Gläubige einer der vier großen Bruderschaften an. Sie lebten einen pazifistischen Islam vor, sagt Experte Volk. Und sie sorgen für das Gemeinwohl. Eine Bruderschaft organisiert etwa das Transportsystem mit Bussen in Dakar. „Die Bruderschaften halten die Gesellschaft zusammen und sind ein Puffer gegen Extremismus“, erläutert Volk.

5.4 Die Gefahr der Radikalisierung

Die Terrormiliz IS griff in den vergangenen Jahren mehrfach Sufisten an. „Das macht uns Angst“, sagt der 52-jährige Mamadou Ndiaye. Auch er ist Anhänger des Sufismus. Inzwischen stellt er im Straßenbild eine Verände-

rung fest: „Ich sehe öfter komplett verschleierte Frauen, manchmal sogar Kinder. Das gehört nicht zu unserem Islam“, sagt Ndiaye. Er lebt mit seiner Familie in einem Vorort von Dakar. Er berichtet, dass Geldgeber aus Saudi-Arabien bei ihnen im Ort eine große, schöne Moschee gebaut hätten. Dort predigten Imame, die nicht aus dem Senegal stammten. „Deshalb gehen wir nicht hin“, sagt Ndiaye.

„Senegalesische Muslime sind unter Druck von Saudi-Arabien“, bestätigt Volk. Saudi-Arabien baue Moscheen, vergebe Stipendien an junge Senegalesen und schicke Imame. Zudem trete auch der Iran selbstbewusst auf, hätte gerade eine kleine Universität in Dakar eröffnet. „Die Stellvertreter-Auseinandersetzung zwischen dem schiitischen Iran und dem sunnitischen Saudi-Arabien sehen wir oft. Wir haben aber weniger auf dem Schirm, dass sie auch in Afrika stattfinden kann“, gibt Volk zu bedenken.

5.5 Koranschulen als Nester für Radikalisierung?

Koranschulen sind auch im Senegal ins Visier der Behörden gerückt. Im Februar 2016 wurde ein Imam verhaftet, der in der Stadt Kaolack eine Schule mit rund 300 Koranschülern betrieb. Der Koranlehrer hatte sich mehrfach mit einem senegalesischen Dschihadisten getroffen, der für die nigerianische Terrororganisation Boko Haram rekrutierte. In den letzten zwei Jahren gab es über 500 Verhaftungen, die vage mit „dem Kampf gegen Extremismus“ erklärt wurden. Auch die senegalesische Regierung hat inzwischen erkannt, dass aufgrund der Armut ein ähnliches Potenzial wie im Norden Nigerias herrscht, wo die Koranschulen zu den wichtigsten Rekrutierungsorten für Boko Haram zählen.

Der Wissenschaftler Bakary Sambe beobachtet dieses Phänomen. Er fordert, vor allem auf Prävention zu setzen. Die Ideologie sei vorhanden, die Frage sei, wie kraftvoll sie sei und was ihr entgegengesetzt werde.

6. Flucht und Rückkehr

Wir hören in den deutschen Medien oft von Flüchtlingen, von welchen, die es geschafft haben, nach Europa zu gelangen, von welchen, die ihr Leben auf dieser gefährlichen Reise lassen mussten. Ich hatte erwartet, dass das auch im Senegal bekannt ist. Und, zumindest in den größeren Städten, gehe ich davon aus, dass die jungen Menschen das mitbekommen haben. In allen Familien, die ich in Dakar und Umgebung besucht habe, lief französisches Fernsehen, die Jugendlichen sind über Facebook und WhatsApp

vernetzt. Ich habe das Gefühl, dass viele das Thema Europa beschäftigt. Warum?

6.1 Der Mythos vom Eldorado Europa

Mit meinem Mitbewohner Sévérin spreche ich schon nach wenigen Tagen darüber, welche Perspektiven er für sich im Senegal sieht. Er ist zufrieden in Dakar, hat einen ordentlichen Job. Aber ihn nervt auch Vieles am Senegal, Vieles funktioniert nicht. Manchmal, sagt er mir, träumt er, wegzugehen; wenn dann aber mit Papieren.

Jo-Lind Roberts, die Senegal-Chefin des Büros von IOM, der internationalen Organisation für Migration, erzählt mir, dass sie versuchen, diese Sensibilisierung zu betreiben. In Dakar, so ihr Eindruck, gelinge dies teilweise, aber gerade in den ländlichen Regionen halte sich der Mythos vom Eldorado Europa. „Ich sehe eine Entwicklung, in den vergangenen zehn Jahren in Rufisque, in Yoff oder in Thiaroye. Dort hat sich die Analyse zu Europa verändert. Die jungen Menschen dort wollen mit Papieren nach Europa. Viele haben ihre Meinung geändert. Sie wissen, dass es in Europa auch eine Krise gibt, dass es Xenophobie gibt. Und, dass sie ihre Berufe nicht einfach eins zu eins weiter ausüben können, sondern eine Ausbildung brauchen“, sagt Roberts. In den ländlichen Gebieten sei das anders: „In Kolda oder Tambacounda sind die jungen Menschen nicht informiert. Sie wissen nicht, was in Libyen passiert. Ihr Bild von Europa ist von Telenovelas im Fernsehen geprägt, in denen alle viel Geld haben und es allen gut geht.“

Ich hätte erwartet, dass inzwischen mehr junge Menschen im Senegal wissen, dass sie in Europa kaum Bleibechancen haben. Trotzdem: Die jungen Menschen fliehen weiter. „Es ist wichtig, dass die potenziellen Migranten informiert sind. Viele sind leider schlecht informiert. Sie wissen nicht, was sie in Italien erwarten könnten oder auch wie gefährlich die Reise ist“, sagt Roberts.

Die, die fliehen, seien mit sehr viel Hoffnung ihrer Familien unterwegs. Diese erwarten, dass die Person sie aus dem Ausland unterstützt. Die Senegalesen, die im Ausland leben, unterstützen ihre Familien im Heimatland mit sehr viel Geld. Im Jahr 2016 waren das etwa zwei Milliarden Dollar – mehr als die Entwicklungshilfe, die der Senegal bekommt.

„Die Migration wird weitergehen. Wir müssen schauen, dass Migranten informiert entscheiden können, dass sie sich nicht in solchen Situationen wiederfinden wie derzeit in Libyen“, warnt Roberts. „Ich denke, dass die jungen Menschen, die das Land verlassen und diese Route gehen, sehr mutige Menschen sind, die durchhalten können. Das muss man kanalisieren

und in Projekten im Senegal einsetzen“, so Roberts.

Inzwischen entscheiden sich mehr Senegalesen während oder nach ihrer Flucht zurück in ihr Heimatland zu gehen. Die Anzahl der Migranten, die IOM unterstützt, ist in den vergangenen Jahren gestiegen. Im Jahr 2016 registrierte IOM noch 1.880 Rückkehrer, von Januar bis Oktober 2017 waren es 2.249. Die meisten von ihnen sind Männer, nur wenige sind Frauen und nur wenige minderjährig. Ein Großteil kommt aus Dakar und aus den ländlichen Regionen Kolda und Tambacounda.

„Das ist eine Rückkehr, die sehr schwierig ist. Meistens stellen wir aber fest, dass sich die Familien freuen. Oft haben sie monatelang nichts von ihren Söhnen gehört“, sagt Jo-Lind Roberts. Sie berichtet mir von einem Vater, der seinen Sohn am Flughafen abgeholt hat und glücklich war, ihn in halbwegs guter Verfassung wieder zu treffen. IOM unterstützt die Reintegration – sowohl sozial als auch finanziell. Bei jedem Migrant wird individuell entschieden, wer unterstützt wird. „Wir organisieren auch Ausbildungen. Wir versuchen Synergien mit anderen Projekten zu schaffen, zum Beispiel im Bereich Landwirtschaft“, sagt Roberts: „Es muss so sein, dass die jungen Menschen ihre Zukunft hier sehen.“

6.2 Mit dem Flugzeug zurück von Libyen nach Dakar

Morgens früh hatte ich mit einem Mitarbeiter von IOM telefoniert. Ich wollte auf gut Glück nachfragen, wann denn der nächste Flieger mit freiwilligen Rückkehrern aus Libyen ankommt. „Heute Abend“, sagt mir der Mitarbeiter. Gegen 21 Uhr, an einem bestimmten Terminal am Flughafen. Ich bin gespannt, frage mich, wie das wird. Kurz vor 21 Uhr, als ich gerade in ein Taxi zum Flughafen gestiegen war, klingelt mein Handy. „Es wird 23:30 Uhr.“ Ich sage dem Taxifahrer, dass er umdrehen soll. Er flucht, aber für etwas mehr Geld bringt er mich wieder nach Hause.

Später nehme ich wieder ein Taxi. Als ich am Terminal ankomme, ist alles still. Nur zwei Mitarbeiter sitzen vor einem alten Hangar am Flugfeld. Ich erkläre ihnen, wer ich bin. Sie sagen mir: „Bis das Flugzeug kommt, dauert es. Bald kommen die von IOM und bauen auf.“ Also warte ich ab. Zum Glück habe ich mein Mückenspray dabei, überall surrt es. Dann kommen Mitarbeiter von IOM, die Chefin Jo-Lind Roberts und Regierungsmitarbeiter. Sie bauen etwa 170 Stühle in mehreren Reihen auf. Davor verschiedene Tische. Das alles sollen Stationen sein, die die Migranten später passieren müssen. Es gibt einen medizinischen Check, einen Identitätscheck, aber auch eine Station von IOM. Dort werden die ausgesucht, die bei ihrer Rückkehr besonders unterstützt werden.

Nach mehreren Stunden des Wartens kommt dann die Info: „Das Flugzeug ist gelandet.“ Ich darf mich den Migranten nicht nähern, darf nur aus der Entfernung Fotos machen und Videos drehen. „Die Menschen haben Schlimmes durchgemacht. Wir müssen ihre Privatsphäre respektieren“, sagt Saidou, ein Mitarbeiter von IOM. Schließlich kommen 169 Menschen in Trainingsanzügen in den Raum. Die Stimmung ist beklemmend. Sie sehen müde aus. Haben alle kein Gepäck. Nur vier oder fünf Koffer werden in die große Halle gebracht. Das Bild stimmt mich traurig. Manche verstecken ihr Gesicht hinter Handtüchern. Eine Frau hat ein kleines Baby auf dem Arm.

Sie setzen sich auf die vorbereiteten Stühle. Dann beginnt Colonel Bou-bacar Toure eine Ansprache. Er heißt die Migranten im Senegal willkommen. Die Regierung freue sich, dass sie zurück seien. Man werde sie unterstützen. Ein Migrant geht nach vorne, ergreift das Wort, bedankt sich. Wie ich später erfahre, ist das Macky.

Danach müssen die Migranten die verschiedenen Stationen passieren. Ich gehe auf einige zu, darf mit ihnen sprechen. Sam ist 22 Jahre alt. Er ist am 5. Februar 2016 geflohen. Er hat als Mechaniker gearbeitet, aber kein Geld damit verdient. „Ich wollte einfach nur weg. Ich wollte nach Libyen und dann übers Meer nach Italien. Ich bin von hier nach Agadez. Das war sehr schwierig, viele Freunde sind auf dem Weg gestorben. Mein bester Freund ist auf dem Weg dahin gestorben. Wenn Du nach Libyen kommst, zahlst Du wieder viel Geld. Sie haben mir alles genommen. Ich habe kaum etwas zu essen bekommen“, erzählt er mir. „Die Libyer haben uns ins Gefängnis gesteckt. Das war noch schlimmer. In Libyen gibt es viele Senegalesen. Es war der Horror. Ich wollte hierher zurückkommen, ich bin froh, dass die Regierung uns geholfen hat. Wir können nicht mehr. Ich hoffe, ich finde hier schnell Arbeit. Ich möchte Geld verdienen. Ich hoffe, dass ich ein richtiges Visum bekomme, um ins Ausland zu gehen. Aber erst einmal bleibe ich hier“, sagt Sam.

6.3 Ibrahims Weg von Tambacounda nach Libyen – und zurück

Ich spreche außerdem mit dem 20-jährigen Ibrahim. Er hat ein Handtuch um den Kopf gelegt, wirkt müde. Er spricht sehr gut Französisch. Er kommt, wie viele freiwillige Rückkehrer, aus Tambacounda. „Ich bin platt, einfach nur platt. Ich habe so viel gesehen. Ich ärgere mich, dass ich die Route genommen habe. In Libyen verkauft man die Menschen. Das ist schrecklich. Die Polizei kam und hat uns eingesammelt und uns gesagt, sie werden uns zurückschicken. Das war sehr schwer. Wir haben die ganze Zeit geweint. Wir haben nur einmal am Tag Brot bekommen. Später kamen wir in ein

anderes Gefängnis. Dort haben sie uns gesagt, dass wir drei Tage bleiben müssten, danach dürften wir gehen. Ich habe einen Freund aus Mali, der konnte nicht mehr. Er ist dort gestorben. Sie haben uns geschlagen. Das war sehr schwierig. Die Polizisten sind streng.“

Was Ibrahim mir erzählt hat, hat mich sehr bewegt. Ich konnte seine Geschichte nicht überprüfen. Die Mitarbeiter von IOM sagten mir aber, dass solche Geschichten als glaubwürdig eingeschätzt würden. Zumal sicher sei, dass die jungen Männer in Libyen in schwierigen Camps untergebracht waren.

Ibrahim war für fünf Jahre in der Schule, er erzählt weiter: „Ich habe mich am 6. Dezember 2016 auf den Weg gemacht. Meine Eltern haben kein Geld. Deswegen haben sie mich gezwungen nach Europa zu gehen. Sie wollten, dass ich dort Geld verdiene und schicke. Deswegen sollte ich in die Wüste. Auf dem Weg waren wir 26, vier davon sind gestorben. Unser Auto hatte eine Panne, wir hatten kein Wasser. Wir konnten nicht mehr.“ Nun hat er seit sieben Monaten nichts mehr von seiner Familie gehört. Wie er von Dakar aus nach Tambacounda kommen soll, weiß er nicht. „Ich möchte endlich zu meiner Mutter.“

6.4 Mackys Rückkehr aus Libyen

Auch Macky lerne ich am Flughafen kennen. Er ist 25 Jahre alt, erzählt er mir. Er ist im Juni 2017 aus Dakar geflohen. In Libyen, sagt er, sei es sehr schwierig gewesen. Sie haben sehr viel Leiden gesehen und erlebt. In Libyen seien sie in einem Camp gewesen, er war dort zwei Monate. Selbst etwas zu essen zu bekommen, sei ein Problem gewesen. Der Fahrer hatte ihnen gesagt, er werde sie zu einem Boot bringen. Aber dann kam die Polizei. Sie seien alle gerannt, aber sie hätten keine Chance gehabt. „Sie haben uns dann für drei Tage mitgenommen, dann kamen wir ins Gefängnis. Das war schlimm. Sie haben uns misshandelt und geschlagen. Wir hatten nicht viel zu essen. Sie haben uns wie Tiere behandelt. Ich kann darüber nicht weiter sprechen“, sagt Macky: „Ich freue mich so, nach Hause zu kommen. Meine Mutter, mein Vater und meine Brüder fehlen mir.“

Macky ist der Älteste. Seine Familie hatte auch in ihn viele Hoffnungen gesetzt.

„Gerade bin ich froh, dass ich zurück in meinem Land bin. Ich freue mich. Gerade kann ich nicht mehr. Ich bin platt.“ Noch am Flughafen sagt er mir, dass wir uns wieder treffen können.

Am nächsten Tag ist es direkt so weit. Ich fahre zu Macky und seiner Familie. Er lebt im Viertel Grand Yoff. Die Häuser in seiner Straße sind ver-

gleichsweise groß. Das Haus von Mackys Familie ist das Kleinste. Als ich ankomme, wartet Macky bereits mit seinen Eltern, seiner Tante und seinem Onkel im Wohnzimmer auf mich. Sie haben dunkle Ledersofas, im Fernsehen läuft ein französischer Sender. Sie alle begrüßen mich herzlich, bieten mir Tee an. Schnell wird klar: Sie hoffen, dass ich ihrem Sohn helfen kann, auf legalem Weg nach Europa zu kommen. Ihnen sage ich, dass es Gesetze in Deutschland gibt und ich empfehlen kann, mit der Botschaft Kontakt aufzunehmen. Ich sage aber auch, dass die Bleibe-Perspektive für einen jungen Senegalesen in Deutschland nicht hoch ist.

In einem längeren Gespräch versuchen sie mir zu erklären, warum Macky nach Europa muss. Er sei der Älteste und die Familie sei auf sein Geld angewiesen. Macky müsse die Familie finanzieren, weil sein Vater zu alt sei. Mein Eindruck ist: Auf Mackys Schultern lastet viel Druck. Doch auch er scheint davon überzeugt, dass ein Leben in Europa für ihn der einzige Ausweg ist. Ich frage ihn, ob er sich nicht auch vorstellen könnte, sich etwas im Senegal aufzubauen. Doch auf diese Frage reagiert er kaum.

6.5 Nach Jahren in Italien zurück in den Senegal

Macyne Ba ist 31 Jahre alt und lebt in Dakar. Ich besuche ihn in seiner Werkstatt, er ist Elektriker. Doch eine Werkstatt muss man sich im Senegal anders vorstellen als in Deutschland. Die Männer arbeiten vor einem Haus, direkt an der Straße. Er repariert alte Maschinen. Er war im Senegal in der Schule und ist dann mit 18 Jahren nach Italien gegangen. Damals mit richtigen Papieren. Dort hat er eine Ausbildung gemacht. Er hat in Bergamo und Genua gearbeitet und dort auch Italienisch gelernt. Bevor er nach Italien gegangen ist, glaubte er, Europa sei das Paradies. „Als ich angekommen bin, war es schwierig“, sagt er rückblickend. Aber er hatte keine Arbeit im Senegal gefunden, also wollte er gehen. Doch auch in Italien sei es nicht einfach gewesen. Mit der Zeit habe er sich eingelebt und war zufrieden. Er hat Geld verdient und konnte einiges an seine Familie im Senegal schicken. Doch dann sei die Krise in Italien gekommen. „Dann hatte ich keinen Job mehr. Also habe ich beschlossen, zurückzukehren“, sagt Macyne Ba. Auch er kam mit der Hilfe von IOM zurück in den Senegal. Die Organisation hat ihn bei seiner Rückkehr unterstützt. Er ist inzwischen sehr zufrieden mit seiner Arbeit im Senegal.

Ba kennt beides: Arbeiten in Europa und im Senegal. „Im Senegal ist es schwierig, nicht alle finden Arbeit“, sagt er. Bei Veranstaltungen von IOM möchte er nun andere junge Menschen ermuntern. Er hofft, dass auch sie eine Perspektive im eigenen Land sehen.

6.6 Fantas Traum von Europa

Vor meiner Reise in den Senegal habe ich in Deutschland nach jungen Menschen gesucht, die aus dem Senegal gekommen sind und nun in Deutschland leben – allerdings ohne dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung. Bei meiner Recherche bin ich auf Omzo Bah gestoßen. Er ist inzwischen Anfang 20, bereits seit seinem 16. Lebensjahr soll er in Europa unterwegs sein. Er wollte aus dem Senegal entfliehen. Als Jugendlicher machte er sich auf den Weg über das Mittelmeer. Nach seiner Ankunft in Italien zog er weiter nach Deutschland – und landete schließlich in Meinerzhagen. Dort soll er aber, das hatte ich vor meiner Abreise in den Senegal gelesen, nicht bleiben dürfen. Ihm drohte die Abschiebung. Eine deutsche Familie, das hatte ich Zeitungsberichten entnommen, kümmerte sich um ihn. Also habe ich versucht, Kontakt zu dieser Familie aufzunehmen. Im Gespräch habe ich erfahren, dass Omzo derzeit weiter in Meinerzhagen ist. Die Familie fragte mich allerdings, ob ich ihnen nach meiner Rückkehr berichten könnte, wie es denn im Senegal sei. Könnte man dorthin wirklich junge Menschen zurückschicken? Ich bat die Familie, mich zu informieren, falls Omzo noch Kontakte zu Familie oder Freunden im Senegal hätte.

Wochen später, als ich bereits in Dakar war, klingelte mein deutsches Handy. Die Familie aus Meinerzhagen war dran. Omzo hätte einen Kontakt zu einer jungen Frau, seiner Freundin. Mit ihr könnte ich versuchen, Kontakt aufzunehmen. Ich bekam eine senegalesische Nummer. Als ich die Nummer angerufen habe, war an der anderen Leitung eine Männerstimme. Es war Tidiane Diop, ein senegalesischer Kameramann, der Fanta kannte. Wir verabredeten ein Treffen am Strand von Yoff.

Dort lernte ich Fanta, nach eigenen Angaben 18 Jahre alt, kennen. Fanta kam mir sehr ruhig und schüchtern vor. Wenn sie sprach, war das immer sehr leise. Ich konnte sie kaum verstehen. Zudem sprach Fanta nur Wolof. Der senegalesische Kollege half mir mit der Übersetzung. Fanta kommt aus einem Dorf in der Nähe von Kolda.

Fanta erzählt mir, dass sie sich schon als Schülerin in Omzo verliebt hatte. Die beiden mochten einander. Doch irgendwann, vor einigen Jahren, sollte Fanta an einen älteren Mann verheiratet werden. „Das wollte ich nicht“, sagt sie. Ihre Familie ließ nicht locker, erzählt mir Fanta. Also entschloss sich die junge Frau zur Flucht. Ihre Idee: Nach Europa. Denn Omzo war zu diesem Zeitpunkt, so sagt Fanta, schon unterwegs nach Europa. Sie hoffte, ihm folgen zu können. Doch schon an der Grenze zu Mali habe sie aufgegeben. Dort seien Männer gewesen, die etwas von ihr wollten, dass sie nicht geben wollte. So formuliert es Fanta. Also ging sie zurück, wohnte kurzzeitig bei Freunden, dann ging sie zu ihrem Onkel nach Dakar. Fanta war unglücklich.

Omzo war unterwegs nach Europa und ihre Eltern nicht mehr für sie da. In die Schule ist Fanta seitdem nicht mehr gegangen. In Dakar schlägt sie sich als Haushälterin durch.

Ich habe sie in der Familie, in der sie arbeitet, besucht. Sie kümmert sich um die zwei kleinen Kinder, kocht das Essen, spült, bringt die Kinder ins Bett und schläft mit ihnen in einem Zimmer. Als ich sie frage, was sie sich für ihre Zukunft wünscht, sagt sie: „Das einzige, was ich mir wünsche, ist bei Omzo in Deutschland zu sein.“ Oumar Ly, der Vater der Familie, bei der Fanta nun arbeitet, erklärt mir, sie wollten nur das Beste für Fanta, gäben ihr Geld und eine Möglichkeit zu wohnen. Er sagt mir, der Fall von Fanta sei kein Einzelfall. Trotzdem sei ihre Lage nicht gut. Fanta hofft, dass ich ihr helfen kann. Sie hofft, dass sie mit meiner Hilfe nach Europa kann. Ich versuche ihr zu erklären, dass Deutschland strenge Gesetze und klare Vorgaben hat. Aber Fanta bleibt unbeirrt. Sie will zu Omzo.

Inzwischen habe ich auch mit Omzo Kontakt aufgenommen. Er hat mir geschrieben, dass er erst einmal in Deutschland bleiben darf. Fanta arbeitet weiter in Dakar, ohne abgeschlossene Schule, ohne Ausbildung. Sie hofft weiter, irgendwann zu Omzo zu kommen.

6.7 Omars geplatzter Traum von Europa

In Thiaroye, eine gute Stunde mit dem Bus vom Zentrum Dakars entfernt, treffe ich Omar. Omar ist 1978 geboren. Er spricht nicht die Amtssprache Französisch, war nie in einer Schule. Inzwischen arbeitet er in einer kleinen Werkstatt, aber die Kunden bezahlen ihn nicht immer rechtzeitig. Er meint, sie wüssten, dass er keine Möglichkeiten hat, das Geld einzufordern.

Er war lange arbeitslos. Daher hat er sich 2006 überlegt, nach Europa zu gehen. Er erzählt mir von jenem Freitag, an dem er das erste Mal versucht hat, nach Europa zu fliehen. Damals ist er nach Rufisque, ebenfalls ein Vorort von Dakar, gefahren. Er hat alles dafür eingesetzt, was er besaß. Wegen verschiedener Kontrollen kam es zu einem Versteckspiel mit der Polizei. Irgendwann sei er dann am Strand angekommen und in eine Piroge gestiegen. Was ging Omar damals durch den Kopf? „Ich hatte Angst, als wir auf dem offenen Meer waren. Es gab große Wellen, das Boot ging von links nach rechts. Man muss das erlebt haben, um das nachvollziehen zu können.“ Er musste sehr viel Geld bezahlen, erzählt er mir. Irgendwann kam sein Boot auf Teneriffa an. Die Polizei habe sie dort aufgegriffen. Er und die anderen Männer kamen für einen Monat in ein kleines Gefängnis. Dann kamen sie nach Fuerteventura. Dort war er noch mal einige Wochen. „Es ist schwierig gewesen, weil ich nur Wolof spreche und die Spanier nur Spanisch. Es gab

einen Übersetzer, mit dem ich nicht zufrieden war. Letztlich wurde ich mit einem Flugzeug zurück in den Senegal geflogen“, berichtet Omar.

Wie war die Rückkehr? Sie wurden auf den Militärflughafen von Saint-Louis gebracht, dort bekam jeder 10.000 CFA, umgerechnet 15 Euro, und das war es. „Für mich war das sehr schwierig, auch wieder zu meiner Familie zurückzukehren. Sie hatten viele Hoffnungen in mich gesetzt.“

Danach versuchte Omar in Thiaroye weiter zu leben. Aber er erzählt mir, dass es immer sein Traum war, nach Europa zu kommen. Er sagt: „Hier ist es immer schwierig, Geld zu verdienen. In Europa kannst Du schon mit ähnlichem Aufwand viel mehr verdienen. Hier hast Du nichts.“ Deswegen hat er sich im Sommer 2017 wieder auf den Weg gemacht. Für umgerechnet etwa 300 Euro, erzählt er mir, sei er bis nach Agadez in Niger geflohen. Dort habe ihn ein Freund vor der gefährlichen Situation in Libyen gewarnt. „Wenn Du dahin gehst, wirst du sterben – hat er mir gesagt.“ Also sei er zurück in den Senegal gegangen. Und trotzdem: Er will nach Europa.

Seinen Kumpels geht es ähnlich. Auch sie hoffen darauf, gehen zu können. Einer erzählt mir: „Man arbeitet den ganzen Tag, trotzdem gibt es nichts zu essen. Wenn jemand krank wird, gibt es ein großes Problem. Schon viele von hier haben die Migration versucht.“ Zusammen mit einem anderen jungen Mann verkauft er Kleidung am Marktplatz von Thiaroye. Alles wirkt sehr einfach. Sie kritisieren, dass das Land in arm und reich geteilt sei, dass sie nichts hätten. „Wir haben keine fünf Euro pro Tag. Wenn hier alles gut wäre, dann würden wir hier bleiben. Aber unter diesen Umständen wollen wir weg.“ Der Freund von Omar erzählt mir, dass er die Schule kurz vor dem Abschluss abbrechen musste, weil sein Vater gestorben ist. Seitdem verkauft er Kleidung. Er will damit seiner Mutter helfen. „Wenn wir die Möglichkeit haben, verlassen wir den Senegal. Denn wir wollen unser Leben schaffen. Wir wollen unseren Familien helfen.“

6.8 Erfolgreich in Dakar: Designerin Binta Weendu

Andere hingegen schaffen es im Senegal. Besonders beeindruckt hat mich Binta Weendu. Binta ist 29 Jahre alt, verheiratet und hat zwei Kinder. Sie arbeitet als Designerin in Dakar. In ihrer Boutique ist Binta Weendu in ihrem Element. Sie hat mir verschiedene Kollektionen gezeigt, die sie entworfen hat. Besonders stolz ist sie auf ihre ersten Arbeiten, die sie schon als Schülerin entworfen hat. Mittlerweile hat sie mit viel Mühe einen Kredit aufgenommen, um sich diesen Traum von ihrer Boutique nach ihrem Abschluss zu erfüllen. Die Boutique besteht aus einem Raum mit einem Nähtisch mit Nähmaschine, einem Sofa, einer Theke und vielen Kleiderstangen an den

Wänden. Eine richtige Umkleidekabine gibt's nicht. Dafür ist der Raum zu eng. Binta arbeitet sehr gewissenhaft, fertigt Unikate nach Maß. Weendus Stil ist ein Mix aus traditionellen Stoffen mit modernen Elementen: Zum Beispiel hat sie eine Jacke in einem neutralen Blau geschneidert und auf den Rücken und an den Ellbogen kleine Muster aufgenäht, die typisch für Westafrika sind: „Für mich ist es wichtig, dass ich die kulturelle Seite zeige, selbst wenn ich versuche, sie zu modernisieren, ist es stets eine Herausforderung, immer wieder an den Ursprung zu gehen. Afrika hat viel kulturellen Reichtum, den möchte ich mit meiner Mode zeigen.“

Was mir im Senegal immer wieder aufgefallen ist: Die Mode ist viel bunter als in Europa. „Hier bist Du frei, das zu tragen, was Du möchtest. Du drückst Dich mit Deiner Kleidung und mit Deinen Farben aus. Das kannst Du in Europa so nicht machen. Wenn Du es machst, fällst Du auf. Dann denken die Leute vielleicht, Du bist ein Künstler oder so etwas. Das ist ein Unterschied. Hier bei uns geht es um Farben, Spaß, um Freude. Das sind viele Dinge“, sagt Binta Weendu. Die Mode ist aber nicht nur Ausdruck des Lebensgefühls, sondern hat auch einen gesellschaftlichen Stellenwert. Wer jemanden trifft, kleidet sich ordentlich, um seinen Respekt und auch seinen Status zu zeigen. Gerade zu besonderen Anlässen ziehen sich die Senegalesen sehr chic an. Die meisten Senegalesen sind Muslime, freitags tragen die, die es sich leisten können, besonders hübsche Kleidung.

Insgesamt wird im Senegal keine Mode für die Stange gemacht, es gibt kaum Textilfabriken. Läden wie H&M sucht man vergeblich. Stattdessen gibt es unzählige kleine Labels, Mode ist Kunsthandwerk. Die Designer stehen oft auf Märkten mit kleinen Ständen. So habe ich durch Zufall Sokhna Cissé getroffen: „Wir arbeiten als Künstler. Das ist eine Kollektion die heißt ‚Kunst von Dakar‘. Jedes Teil hat seinen eigenen Namen, das ist Sandaga. Wir haben auf dem Markt Sandaga den Stoff gekauft. Deswegen hat das Kleidungsstück den Namen bekommen.“

Kunden zu finden ist für die Designer allerdings eine Herausforderung. Denn der Senegal ist ein armes Land. „Die Leute finden es einfacher, bei einem Schneider zu kaufen. Der hat nicht immer eine Ausbildung, hat oft kein Diplom. Das ist für die Leute natürlich billiger. Für uns Designer ist das viel schwieriger. Wir müssen viel Wind machen um das, was wir tun, wir müssen in sozialen Netzwerken auf uns aufmerksam machen und wir müssen bei Ausstellungen ausstellen“, sagt Designerin Binta Weendu. Im Senegal sind mir oft Schneider aufgefallen, die mit ihrer Nähmaschine durch die Straßen oder über die Märkte ziehen und nähen. Sie flicken Klamotten und sie nähen einfache Kleider aus den Stoffen, die die Kunden vorher günstig auf dem Markt gekauft haben. Einer Designerin wie Binta Weendu passt das nicht. Sie entwickelt ihre Mode kreativ, wurde dafür extra ausgebildet und

verlangt daher auch mehr Geld als ein Schneider. Bei einem Schneider zahlt man zum Beispiel 10 Euro für ein Kleid, bei Binta Weendu kostet es etwa das Dreifache.

6.9 Ringen oder fliehen? Der Ringkampf als Hoffungsanker

Saliou Faye ist groß gewachsen und durchtrainiert. Jeden Morgen und jeden Abend kommt er an den Strand von Dakar. Er joggt ein paar Runden, macht Übungen für die Beine. Zusammen mit seinem Trainingspartner übt Saliou Faye Techniken für den Ringkampf, ballt die Fäuste, bewegt sich schnell und geschickt. Ringen ist im Senegal Volkssport Nummer eins. „Mein Ziel ist es, einen Vertrag als Profi zu bekommen. Dann gewinne ich hoffentlich viele Kämpfe und verdiene viel Geld. Ich trainiere jeden Tag dafür, damit mein Traum wahr wird“, sagt Saliou Faye. Für seinen Traum hat Saliou Faye schon sehr früh die Schule geschmissen. Er wollte sich ganz dem Sport widmen. Die senegalesische Amtssprache Französisch spricht er nicht. Lesen, schreiben und rechnen hat er nie richtig gelernt. Dabei ist er schon 31 Jahre alt. Ihm geht es wie vielen Senegalesen. Mehr als die Hälfte sind Analphabeten.

Bis vor wenigen Wochen gehörte der 24-jährige Mol Diabaye auch noch dazu. Auch er träumt davon, Profi-Ringer zu werden. Neben dem Sport übt er jetzt auch Lesen und Schreiben. Seinen Namen kann er schon schreiben. „Das ist für mich eine Entdeckung, Lesen und Schreiben zu lernen. Ich möchte immer noch Ringer werden, weil ich weiß, dass ich, wenn es gut läuft, schnelles Geld verdienen kann. Aber ich möchte auch einen Job, von dem ich leben kann.“

Er hat sich für eine spezielle Klasse gemeldet, in der Ringer alphabetisiert werden sollen. Diese Klasse hat Sidy Same ins Leben gerufen. Er ist Leiter vom Nationalen Zentrum für Bildungsressourcen. Das Zentrum ist der senegalesischen Regierung unterstellt. Über den Sport, so hofft die Regierung, erreicht sie junge Menschen. „Wir haben festgestellt, dass die Mehrheit der Ringer nicht in der Schule war. Also haben wir ein Programm mit drei Alphabetisierungsklassen angefangen. Denn allein vom Ringkampf können sie nicht leben oder überleben“, sagt Sidy Same.

Die Sorge ist: Wer keine Perspektive im Senegal sieht, der verlässt das Land. Sidy Same will den Ringern die Hoffnung auf eine Zukunft im eigenen Land geben: „Wir wollen, dass die Ringer einen Job kriegen. Wenn ein Ringer einen Job hat, denkt er nicht an illegale Migration. Dann begibt er sich nicht auf dieses gefährliche Abenteuer.“

Auch Ringer Mol Diabaye hat sich mit dem Thema Flucht beschäftigt.

Denn mit dem Ringen hat es bisher nicht besonders gut geklappt. Seinen einzigen Kampf hat er verloren. Und das war noch nicht mal Profi-Niveau. Amadou Katy Diop will dafür sorgen, dass die Ringer im Land bleiben. Er selbst war Profi-Ringer. Er hat für den Senegal an den Olympischen Spielen 1980 in Moskau und 1984 in Los Angeles teilgenommen. Nun möchte Diop Vorbild sein. „Sie müssen verstehen, dass sie gut arbeiten und einen Beruf finden müssen. Ich habe beides gemacht, ich war Champion, aber ich habe auch Automechaniker gelernt. Das ist mein Beruf geworden. Man kann den Sport machen und einen guten Beruf lernen. Gleichzeitig.“

Tausende Ringer warten im Senegal auf ihren großen Moment im Sport. In den drei Alphabetisierungsklassen gibt es allerdings jeweils nur Platz für 30 Ringer. Viel zu wenig, weiß auch Initiator Sidy Same. „Der Staat hat andere Prioritäten, zum Beispiel die Konstruktion von Straßen oder Investitionen im Gesundheitsbereich. Daher kann der Staat gerade nicht mehr Geld in Bildung und berufliche Bildung stecken.“ Sidy Same hofft auf Kooperationen mit dem Ausland. Das deutsche duale System ist für ihn zum Beispiel ein Vorbild. Er selbst hat lange in Deutschland gelebt und hofft, das deutsche System auch im Senegal nutzen zu können. Die Ringer sollen nach dem neunmonatigen Kurs passende Ausbildungen machen. Die Hoffnung ist, die erfolglosen Ringer mit diesem Angebot zum Bleiben zu animieren.

7. Perspektiven und Ausblick

„Bildung, Religion, Radikalisierung – wo steht Senegals Jugend?“ – mit dieser Frage bin ich in den Senegal gereist. Diese Fragen kann ich auch nach meiner Rückkehr nicht abschließend beantworten. Aber ich hoffe, meine bisherigen Ausführungen zeigen, wie sich der Alltag als junger Mensch im Senegal gestalten kann. Ich verstehe, dass jeder, insbesondere junge Menschen, das Beste aus ihrem Leben machen möchten. Wir alle haben unsere Träume. Die jungen Menschen im Senegal genauso wie in Deutschland. Mit einem Unterschied: Im Senegal müssen sie unter schwersten Bedingungen für das Erreichen ihrer Ziele oft jahrelang kämpfen, anders als die meisten Deutschen. Davor habe ich großen Respekt.

Insgesamt war die Zeit im Senegal für mich eine tief gehende Bereicherung. Ich habe viel gelernt und viel erfahren. Für mich war es das erste Mal in Afrika überhaupt. Alleine schon deswegen war es eine besondere Herausforderung. Im Nachhinein fällt mir auf, wie oft wir sehr allgemein von „Afrika“ sprechen, ohne dabei zu differenzieren, wie viele Länder mit wie vielen Menschen unterschiedlicher Lebensbedingungen es gibt.

Ich bin sehr dankbar für die Offenheit vieler Senegalesen. Denn nur da-

durch konnte ich so viel über ihr spannendes Land erfahren. Auch wenn ich weiß, dass ich während meines Aufenthalts nur Ausschnitte erleben konnte. Eine Herausforderung war es für mich, mit meiner Rolle als Journalistin und Europäerin umzugehen. Sehr oft hatte ich das Gefühl, dass ich Hoffnungen wecke, dass ich die Verbindung nach Europa sein könnte, die viele suchen. Im Supermarkt bei meiner Wohngemeinschaft um die Ecke habe ich mehrfach Heiratsanträge bekommen. Es gibt in der Landessprache Wolof ein Sprichwort: „Kudef lu bach am lu bach“. Das heißt frei übersetzt: „Was man Gutes sät, das wird man auch ernten.“ In diesem Sinne wünsche ich, besonders denen, die ich kennengelernt habe, alles Gute.

Viele Senegalesen hoffen auf Tourismus. Ich kann den Senegal als Reise-land weiterempfehlen und freue mich, auch selbst die Region weiter zu erkunden. Eins ist sicher: Ich möchte meine Erfahrungen und mein Wissen in die Bereiche der Gesellschaft, in denen ich arbeite und wo ich zu Hause bin, weitergeben.

Außerdem möchte ich mich bei der Heinz-Kühn-Stiftung für das Stipendium bedanken. Es hat mir die Freiheit gegeben, mich auf den Senegal einzulassen und in Ruhe zu recherchieren.